Band 896 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Das Psychonauten-Kind

Band 896 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275






# Das Psychonauten-Kind

**John Sinclair Nr. 896**

**Teil 1/3**

***von Jason Dark***

***erschienen am 05.09.1995***

***Titelbild von Richard Newton***

Sinclair Crew

# Das Psychonauten-Kind

Der Hund war wie von Sinnen!

Er zerrte an dem Lederband, stemmte die Pfoten gegen den Boden und bewegte wild den Kopf. Er knurrte und bellte. Sein Fell war mit Schweiß bedeckt.

Das Tier wollte raus!

Es hatte Blut gerochen, und es war darauf dressiert, die Fährte aufzunehmen. Es konnte nicht anders. Seine Muskeln spannten sich. Das Knurren wurde lauter. Es hörte sich gefährlich und drohend an, es war vergleichbar mit einer mörderischen Warnung, die allen Menschen im Umkreis galt, aber niemand kümmerte sich um das Tier, auch sein Besitzer nicht, der für zwei Tage verreist war und den Hund seinem Schicksal überlassen hatte.

Wieder bewegte das Tier heftig seine Hinterläufe, und das Band, das es hielt, straffte sich noch mehr!

Das Tier gab nicht auf. Es zerrte noch stärker an seinem Halsband, und der Wind wehte ihm wie zum Hohn den Geruch des Blutes entgegen.

Weit hielt das Tier sein Maul offen. Die Zähne schimmerten gefährlich. Das Knurren brach ab und verwickelte sich in ein schreckliches Heulen, als litte der Hund schreckliche Qualen.

Wieder ein Versuch!

Noch einmal setzte er seine geballte Kraft ein. Es war wie ein letztes Aufbäumen vor dem Zusammenbruch. Das Seil straffte sich abermals mit einem singenden Geräusch.

Und es riß mit einem lauten Knall. Das geschah so plötzlich, daß auch der Hund davon überrascht worden war. Von seiner eigenen Kraft getrieben, rutschte er über den feuchten Hofboden nach vorn, konnte sich wieder fangen, schüttelte sich und drehte sich um, als wüßte er genau, was er hinter sich gelassen hatte und noch einmal wegen einer Kontrolle auf Nummer Sicher gehen wollte.

Er war frei.

Das Seil war gerissen. Es lag wie eine tote Schlange auf dem Boden des Hofs.

Der Hund war frei.

Frei für das Blut.

***

Mit einem gewaltigen Sprung und schon beim ersten Versuch hatte das Tier die Mauer überwunden.

Mit den Pfoten war es noch über das rissige Gestein der Krone geschrammt, dann flog er auf der anderen Seite nach unten und landete federnd auf dem Boden.

Endlich!

Der Hund hechelte. Er war ein Mischling. Bei ihm hatten sich Schäferhund und Rottweiler vermengt. Das Tier in Dressur genommen, konnte hier nur bedeuten, es wurde blutrünstig gemacht.

Seine Augen glotzten starr nach vorn. Vor sich sah er das flache Land, eingepackt in eine graue Dunkelheit. Wolken streiften wie kompakte Trümmer über den Himmel, der Wind blies kalt und beißend, wobei er auch mit dem dürren Geäst der Bäume spielte, die sich zu einem kleinen Wald in der Nähe zusammengefunden hatte.

Der Hund drehte den Kopf. Sein Maul stand noch immer offen. Er hechelte, die Zunge hing ihm aus dem Maul, und schon längst hatte er die Witterung aufgenommen.

Blut, nur Blut…

Irgendwo vor ihm und noch versteckt in der nächtlichen Finsternis.

Da verbarg sich ein Opfer, eine Nahrung, auf die er so lange hatte verzichten müssen. Er war ausgehungert.

Wieder scharrte er mit den Läufen. Er wußte nicht, was es war, aber er wußte, in welche Richtung er zu laufen hatte. Genau dorthin, wo der Wald eine dunklere Insel in der Nacht bildete. Da wartete die Beute, da würde er sich durch das Unterholz und durch die Lücken zwischen den Bäumen zwängen und sie dem wegnehmen, der die Beute gerissen hatte. Egal, wer es war.

Ein letztes, tiefes Knurren drang aus dem Maul des Hundes. Seine Flanken zitterten, der Körper bebte in einem gewaltigen Aufbäumen, dann drückte er sich auf die Hinterläufe. Nur für einen Moment, und plötzlich wuchtete er seinen Körper vor.

Wenig später raste ein Schatten durch die Nacht. Querfeldein hetzte das Tier, von der Gier und dem Geruch nach Blut getrieben. Es verschmolz in der Dunkelheit. Wer immer es beobachtet hätte, er hätte ihn so schnell nicht erkannt, denn in der Finsternis verschmolz der Körper zu einer wolfsähnlichen Gestalt.

Seine Augen funkelten. Weit stand das Maul offen. Fang- und Reißzähne schimmerten wie frisch poliert. Dieser durch die Dunkelheit huschende Schatten war wie eine lebendige Waffe auf vier Beinen, nicht zu stoppen, nicht zu fassen.

Nichts hielt ihn auf. Kein Hindernis war ihm zu sperrig. Was er nicht durchbrechen konnte, überwand er mit gewaltigen Sprüngen. Sträucher, Büsche, sogar einen schmalen Bach, der wegen der letzten Niederschläge Hochwasser führte, wurde von ihm durch einen gewaltigen Sprung überwunden.

Zwar landete das Tier mit den Hinterläufen im Wasser, aber es kratzte sich schnell frei und schleuderte den Schlamm zurück. Der Wald war näher gerückt, und der Blutgeruch schwebte ihm noch immer entgegen. Die Augen funkelten wie kalte Lichter, von dem offenen Maul dampfte der Atem, und Schweißflocken klatschten am Körper des Hundes entlang.

Das Unterholz war für manchen Menschen wie eine Barriere. Nicht so für das wilde Tier. Es suchte erst gar nicht nach einem Weg oder einer Lücke, es brach kurzerhand hinein, klemmte fest, riß sich aber mit Brachialgewalt wieder los.

Weiter, nur weiter!

Das Ziel wartete, der Blutgeruch lockte. Er war viel intensiver geworden.

Das Tier knurrte. Längst hatte es den Feind gewittert, der an seiner Beute stand. Der Feind hatte sie gerissen, der Feind würde so leicht nicht aufgeben, aber dieser gefährliche Mischling fühlte sich allen überlegen.

Er war jetzt vorsichtiger geworden. Sein natürlicher Instinkt ließ ihn

so handeln. Den Kopf dicht über den kalten Waldboden geneigt, schlich er weiter. Leises Knurren drang aus seinem Maul. Es hörte sich gefährlich an und hätte den anderen eigentlich warnen müssen, doch das war ihm egal.

Altes Laub raschelte unter seinen Füßen. Er riß es hoch und schleuderte es weg. Er räumte Hindernisse aus dem Weg, und er vernahm plötzlich ein anderes Geräusch.

Schmatzen, Knacken und Reißen!

Sein Feind und die Beute.

Der Bluthund bewegte sich weiter. Noch langsamer, noch wachsamer. Jetzt näherte er sich seinem Ziel wie ein Katze, die auf ihren Samtpfoten läuft. Das Tier hatte beinahe den gesamten Wald durchquert und schon bald den jenseitigen Rand erreicht, denn vor ihm und in den Lücken zwischen den Bäumen schimmerte es etwas heller.

Dort lauerte die Beute.

Sein Hunger war schlimm.

Aber auch sein Feind hatte ihn längst gewittert. Das Schmatzen und Schlürfen war nicht mehr zu hören, denn der Fuchs stand neben seiner Beute mit hochgestellten Ohren.

Er witterte in die Richtung, aus der die Gefahr kam. Er spürte genau, daß es kein Mensch war, sondern ein anderes Tier. Und mit seinem Instinkt nahm er wahr, daß es ihm überlegen war.

Da gab es nur die Flucht!

Der Fuchs drehte sich, und im selben Augenblick stürmte der Bluthund bereits auf ihn zu. Er kam aus dem Dunkel des Waldes wie der Tod!

Weshalb der Fuchs den Beinamen schlau in der Fabel trägt, bewies er in den folgenden Augenblicken. Bevor sich der Bluthund auf ihn stürzen konnte, hatte er sich bereits abgewandt und schoß davon. Die Beute von der er nicht mal die Hälfte verspeist hatte, ließ er zurück.

Der Hund ließ den Fuchs laufen und machte sich über die blutige Beute her. Es war ein Hase, der es nicht geschafft hatte, den Fängen des Fuchses zu entkommen.

Der Hund stürzte sich auf das blutige Knäuel. Er war gierig, riß die Fleischbrocken heraus und kümmerte sich nicht um seine Umgebung. Daß nicht weit vom Waldrand entfernt eine Straße vorbeiführte, interessierte ihn nicht. Er fühlte sich stark. Seine Gier war unermeßlich, die scharfen Zähne zerbissen alles, und er verschlang die Fleischbrocken rasch. Das tat ihm gut, denn er war ausgehungert. Genug hatte er noch nicht. Er würde selbst auf Beutejagd gehen und angreifen, was er entdeckte.

Menschen eingeschlossen!

Viel blieb nicht von dem Hasen zurück. Ein paar Haare und

Blutflecken auf dem feuchten Waldboden, das war alles.
Der Hund warf seinen Kopf in die Höhe. Dabei fuhr die Zunge aus dem offenen Maul und umtanzte seine Schnauze, um dort auch die letzten Reste abzulecken.
Für den Anfang reichte das dem Tier.
Es würde weitergehen, noch in dieser Nacht. Die Jagd auf Beute ließ ihn zittern - und plötzlich starr auf der Stelle stehen.
Er hatte etwas gewittert!
Direkt in seiner Nähe - höchstens ein paar Schritte entfernt. Links von ihm, und dorthin schaute er auch.
Und genau da stand das Kind, ein Junge.
Hund und Mensch starrten sich an!

***

»Ich muß mal«, sagte Gordy.
Der Mann hinter dem Lenkrad kümmerte sich nicht um die Worte des Jungen. Er fuhr konzentriert weiter, den Blick auf die Straße gerichtet, wo die Scheinwerfer ein helles Tuch vor sich herschoben, damit der Fahrer den grauen Belag genau beobachten konnte, was auch nötig war, denn er mußte bei dieser Witterung immer mit Glatteis rechnen. Die Temperaturen bewegten sich um den Gefrierpunkt herum.
»Ich muß wirklich, Hubert.« Gordy rutschte auf seinem Sitz hin und her. Er verzog das Gesicht und hielt die Hände zusammengepreßt. Den Kopf hatte er nach rechts gedreht, in seinen blauen Augen, lag die stumme Bitte, doch endlich anzuhalten.
Hubert Huxley runzelte die Stirn. »Es ist sehr kalt.«
»Kannst du nicht anhalten?«
»Ja.«
»Wann?«
Huxley schaute sich um. Sie befanden sich mutterseelenallein auf der einsamen Straße. Vor einigen Sekunden waren sie in einen lichten Wald hineingefahren, der zu dieser Nachtzeit allerdings sehr dicht und finster wirkte.
»Bitte, Hubert!«
»Schon gut, Junge. Ich suche nach einem Platz, wo ich stoppen kann.« Der Mann schaute nach links. Eine kleine Einbuchtung war am Rand der Straße nicht zu entdecken, er fuhr links herum und war froh, keinen Graben entdeckt zu haben.
Der Wagen stand noch nicht ganz, als Gordy die Tür bereits geöffnet hatte. Blitzschnell stieg er aus, und Huxley beugte sich zur Seite, um die Tür wieder zu schließen. Er wollte die Kälte nicht unbedingt in das Auto dringen lassen.
Damit hatte Gordy nichts zu tun. Er spürte den Druck auf der Blase wie eine Qual und lief nicht erst tief hinein in den Wald, sondern

suchte sich einen Baum aus, der dicht am Rand der Straße stand.

Was dann folgte, was so herrlich menschlich und auch erleichternd für Gordy. Er hielt die Augen halb geschlossen, er lauschte dem Plätschern, aber es war das Geräusch, das ihn störte. Etwas anderes hielt sich in seiner Nähe auf und sorgte dafür, daß seine sensiblen Sinne Alarm schlugen.

Da war jemand!

Er konnte sich nicht beeilen, der andere Drang war stärker. Er mußte die Blase entleeren, trotzdem schaute er schräg zur Straße zurück, wo noch immer der Volvo parkte. Huxley hatte das Abblendlicht eingeschaltet. Der Wagen sah aus wie ein lauerndes Tier mit hellen, weißen Augen.

Endlich war es geschafft.

Gordy zog den Reißverschluß wieder in die Höhe, freute sich darüber, daß es ihm besserging, hätte sich jetzt umdrehen und zum Wagen zurückgehen müssen, was er nicht tat.

Zwar drehte er sich um, aber in die andere Richtung, denn von dort hatte ihn die Botschaft erreicht.

Was war sie?

Gefahr?

Gordy ging einige Schritte vor. Der Boden unter ihm war nicht nur uneben, er war bedeckt mit gefrorenem Laub und Zweigen. Hinzu kamen die Bäume, die ebenfalls Hindernisse bildeten, doch das alles interessierte ihn nicht. Er hatte nur Augen für etwas Bestimmtes, und er wußte jetzt, was ihn so plötzlich gewarnt hatte. Es war das Schmatzen und Reißen gewesen, das Hecheln und auch das zufriedene Knurren.

Nur waren diese Geräusche jetzt verstummt. Gordy konnte sehen, was sich vor ihm aufhielt.

Es war ein Hund!

***

Beide taten nichts. Sie standen nur da und schauten einander in die Augen. Der Junge sprach nicht, er fühlte auch keine Angst in sich hochsteigen, obwohl ihn die Augen des Tieres so kalt und gründlich fixierten. Gordy war eben stärker.

Und er ging auf den Hund zu. Weit hatte er nicht zu laufen. Er änderte die Richtung nicht, auf seinem Mund zeichnete sich ein Lächeln ab, als wollte der Junge einen guten Freund begrüßen.

Und was tat der Bluthund?

Zuerst hatte er knurren und aggressiv sein wollen. Die Beute hatte ihm nicht gereicht. Noch immer verspürte er einen starken Hunger, und er hätte sich auch auf das Kind gestürzt, aber da war etwas, das ihn davon abhielt.

Das Tier spürte die Überlegenheit des kleinen Menschen, eines Kindes, das Schritt für Schritt auf ihn zukam und so etwas wie der Herr der Bluthundes war.
Das Tier wollte zurück, aber ein Blick der Augen bannte es auf der Stelle. Für einen Moment gab es einen Laut ab, der sich wie ein Wimmern anhörte, dann folgte ein tiefes Knurren, und der Hund hob den Kopf an. Er öffnete das Maul. Er zeigte seine Reißer, um Stärke zu demonstrieren. Er wollte sich von einem Menschen nicht niederzwingen lassen, schon gar nicht von einem Kind, das ihn an Größe kaum überragte. So etwas durfte einfach nicht passieren. Außerdem hatte ihn der Kleine beim Einnehmen der Mahlzeit gestört.
Er kam näher.
Tappte auf Gordy zu.
Atem zischte vor seinem Maul. Das Knurren warnend und gefährlich. Die Augen schillerten. Der Bluthund hatte sich plötzlich wieder auf den Menschen, das Opfer, konzentriert. Unter seinen Pfoten schabte das Laub oder knisterten die gefrorenen Blätter.
Gordy stand ein wenig erhöht auf einer geringen Anhebung. Er gab sich locker und zeigte nicht die Spur von Angst, obwohl es für eine Flucht zu spät war. Den schützenden Volvo hätte er nie erreicht, das blonde Kind hatte nicht die Spur einer Chance, und auch vom Auto her bekam es keine Hilfe.
Es war nicht nötig. Gordy fühlte sich gut. Er hatte die Lage voll im Griff. Seine Augen waren auf den heraneilenden Hund gerichtet, dessen Atem wuchtig aus dem aufgerissenen Maul hervorstieß.
Er war bereits so nahe an den Jungen herangekommen, daß er ihn mit einem Sprung hätte erreichen können, und das wußte das Tier auch.
Die Gier übermannte den Bluthund. Er duckte sich, stemmte sein Gewicht gegen die Hinterläufe, um sich abzustoßen. Er wollte diesem zweibeinigen Geschöpf an die Kehle, wollte es unter sich begraben und dem Spuk ein Ende bereiten.
Das Unwahrscheinliche geschah.
Plötzlich zuckte der Hund zusammen,, als hätte man ihn geschlagen. Ein Winseln drang aus seinem Maul, klagend und schmerzerfüllt, als würde er unter einer Folter leiden. Er sprang nicht, sondern tat genau das Gegenteil, drückte sich auf die Hinterläufe, winselte weiter, und auch der gierige Ausdruck in seinen Augen war verschwunden. Er starrte auf das Gesicht des Jungen, auf dem sich eine Veränderung abzeichnete. Auf der Stirn leuchtete schwach und zitternd ein türkisfarbenes drittes Augen!
Von ihm strahlte ein kaltes Licht ab, das auch das Gesicht des Jungen aus der unmittelbaren dunklen Umgebung hervorriß und ihm einen gespenstischen Schein gab. Das Gesicht mit den runden Wangen

wirkte plötzlich nicht mehr so kindlich, eher künstlich. Die kleine Nase, die Lippen, das Kinn und die Augen mit ihrem offenen Blick, all das trat in den Hintergrund, weil das gesamte Gesicht nur von diesem einen, in einem Dreieck liegenden Auge beherrscht wurde. Es war das Auge der Macht!

Der Hund gehorchte. Er jaulte nicht mehr. Er sank auf den kalten Boden und blieb vor dem Jungen liegen, als wäre dieser sein absoluter Herr.

Gordy blieb nicht mehr auf der Stelle stehen. Er ging weiter, bis er den Hund erreicht hatte. Der schaute ihn an. Seine Augen waren verdreht, um überhaupt das Gesicht des Kinder erkennen zu können. Als Gordy nahe genug an ihn herangekommen war, wälzte sich das Tier zur Seite, vollführte noch eine Drehung und blieb danach auf dem Rücken liegen. Eine Geste der Unterwürfigkeit, ein Beweis dafür, daß der Bluthund seinen neuen Herrn anerkannt hatte.

Gordy schaute auf ihn nieder. Er nickte, als wollte er sich selbst bestätigen, bevor er sich bückte und mit den Knien den kalten Boden berührte. Dicht vor dem Kopf des Hundes streckte er seine rechte Hand aus und streichelte das Tier.

Der Bluthund ließ es sich gefallen. Er knurrte wohlig, schlug mit den Pfoten um sich, er drängte seinen Körper gegen die streichelnde Hand des Jungen, dessen Lippen zu einem Lächeln verzogen waren.

Das Auge auf der Stirn war noch zu sehen. Schwach jetzt, leicht zuckend, wie eine- Wunde im Fleisch, die sich allmählich zurückbildete.

Gordy streichelte weiter. Der Hund genoß es. Er lag noch immer auf dem Rücken, und als die Hand über seinen Bauch hinwegwanderte, um dann, zur Kehle zu gleiten, drang ein besonderes Geräusch aus seinem Maul, das sich wohlig anhörte.

»Ja«, sagte Gordy mit leiser Stimme. »Du bist der beste Hund, mein Lieber. Du bist so wunderbar. Ich möchte, daß du bei mir bleibst. Ich werde dich behalten. Ich werde dich mitnehmen. Wir beide werden uns toll verstehen.« Er kraulte jetzt den Hals des Hundes, dann leckte er Gordys Hand.

»Das tut dir gut, nicht?«

Der Hund knurrte. Es war mehr ein zufriedenes Brummen, gefährlich hörte es sich nicht an.

»Ja, ich weiß, daß es dir guttut. Ich weiß es wirklich. Ich kenne dich, mein Freund…«

Das Tier wimmerte fast vor Lust.

»Hast du auch einen Namen, mein Freund? Bestimmt nicht. Oder vielleicht doch?« Gordy lächelte.

Er hatte in den letzten Sekunden überlegt, bevor er sagte: »Ich werde dich Eden nennen. Ja, Eden. Wie das Paradies damals. Einfach Eden.

Gut?«

Der Bluthund winselte.

»Ja, du bist einverstanden, das höre ich.« Gordy lächelte, bevor er aufstand.

Sofort hob auch das Tier den Kopf. Noch lag es auf dem Boden und schaute zu, wie sein neuer Herr zurückging. »Komm, Eden, komm mit mir!« Gordy schnickte mit den Fingern. »Komm, wir gehören jetzt zusammen. Im Auto ist Platz genug.«

Und Eden stand auf. Gordy hatte ihm den Rücken zugedreht und ging auf den Waldrand zu.

Gehorsam trottete der Bluthund hinter ihm her. Er glich jetzt einem braven Schaf…

***

Hubert Huxley rauchte eine Zigarette und wartete auf seinen jungen Begleiter. Da er die Türen des Fahrzeugs geschlossen hatte, war es im Innenraum dunkel. Nur die Glut der Zigarette leuchtete hin und wieder auf, dann lag das Gesicht des Mannes in einem rötlichen Schein.

Huxley mußte einfach lachen. Er konnte nicht anders. Er schüttelte dabei den Kopf, und er konnte nicht begreifen, was er sich an den Hals gehängt hatte.

Ein Kind, einen Jungen. Er, ein Killer!

Es war beinahe wie im Kino, und wenn er über sich selbst nachdachte, dann mußte er sich verrückt nennen, daß er sich mit Gordy überhaupt abgegeben hatte.

Aber Gordy hatte ihm das Leben gerettet. Wäre er nicht gewesen, wäre Huxley bereits in der Hölle gewesen, denn zwei Typen hatten ihn in die Enge getrieben, und er hatte keine Chance gehabt. Aber der Junge war plötzlich wie aus dem Nichts erschienen, und was er dann mit den beiden Typen gemacht hatte, kam Huxley noch immer wie ein Traum vor. Er hatte sie in die Flucht gejagt und nicht getötet. Aber er hatte dafür gesorgt, daß sie nicht den normalen Weg nahmen, sondern beide durch ein Fenster in der ersten Etage sprangen.

Ob sie noch lebten, wußte Huxley nicht. Es war ihm auch egal. Sie hatten ihn aufhalten wollen, aber das war ihnen nicht gelungen, dank Gordy. Er war dem Jungen natürlich dankbar, aber die Dankbarkeit ging nicht so weit, daß er ihn immer an seiner Seite hätte haben wollen. Doch er war einfach nicht dazu gekommen, Gordy wegzuschicken. Immer wenn er es versucht hatte, war plötzlich in seinem Kopf eine Blockade gewesen, als hätte ein anderes Wesen versucht, auf ihn Einfluß zu nehmen. Es war ihm einfach unmöglich gewesen.

Er hatte sich selbst verflucht, er hatte überlegt, er hatte immer

wieder neue Anläufe genommen, die jedesmal im Keim erstickt waren. Gordy war an seiner Seite geblieben wie der Sohn bei einem Vater. Und damit kam der Killer nicht zurecht.

Es gab noch ein zweites Rätsel, das ihn viel stärker beschäftigte. Es hing mit dem Auge des Jungen zusammen. Er hatte es in der alten Lagerhalle gesehen. Es hatte sich auf Gordys Stirn abgezeichnet.

Ein drittes Auge war dort erschienen und hatte sich zu den beiden anderen gesellt. Nur hatte dieses dritte Auge anders ausgesehen als die beiden anderen. Es war größer, es hatte auch anders geleuchtet, grün, rot und auch blau. Jedenfalls in verschiedenen Farben, was dem Killer mehr als unheimlich vorgekommen war.

Ein drittes Auge!

Ein Auge der Macht.

Er mußte zugeben, daß dieser kleine Junge, der kaum älter als zwölf Jahre alt war, mehr Macht besaß als er, der Mann, der sich auf seine körperliche Kraft und auch auf seine Waffe verließ. Sie war bisher sein treuester Begleiter gewesen und hatte schon manches Leben ausgelöscht. In der letzten Zeit allerdings hatte Huxley umdenken müssen. Die Waffe war nicht mehr die eigentliche Macht, denn was Macht war, das hatte ihm der Junge bewiesen.

Er drückte den Rest der Zigarette aus. Immer wieder mußte er den Kopf schütteln, die einzige Reaktion auf seine Gedanken. Einen Ausweg wußte er nicht. Ihm war nur klar, daß sich sein Leben verändert hatte. Der Junge war jetzt bei ihm. Er hatte nie sehr viel zu Huxley gesagt, aber er hatte ihm schon klargemacht, daß er an seiner Seite bleiben würde und so etwas wie ein Partner sein wollte.

Der Partner eines Killers!

Es wollte Huxley nicht in den Kopf, doch ändern konnte er es leider auch nicht. Da er ein gründlicher Mensch war, was sich auch auf seine »Arbeit« bezog, hatte er Gordy natürlich nach dem Woher und dem Wohin gefragt, doch der Junge hatte nur die Schultern gehoben und erklärt, daß er eben da wäre.

Das war Huxley auch klar. Auf der anderen Seite hatte er ein Zeitproblem. Er mußte einen Job durchziehen. Die Hälfte des Killerhonorars hatte er schon als Anzahlung erhalten, es wurde Zeit, daß ein bestimmter Mensch starb, der die Interessen seiner Auftraggeber störte, aber sollte er diesen Mord vor den Augen des Jungen begehen?

Hubert hatte einige Male versucht, mit Gordy darüber zu sprechen, doch zu einer Unterhaltung oder einem Dialog war es zwischen ihnen nie gekommen. Gordy schien seine Gedanken erraten zu haben, denn immer dann, wenn Huxley hatte ansetzen wollen, war er durch irgend etwas gebremst worden.

Eine Blockade im Hirn, und der Junge hatte ihn dabei nur

angeschaut. Manchmal mit zwei, dann wieder mit drei Augen. Ansonsten allerdings gab er sich normal.

Ob er tatsächlich Gordy hieß oder anders, wußte Huxley auch nicht. In den letzten drei Tagen zumindest war Gordy mit seinem Namen zufrieden gewesen.

Huxley schaute auf die Uhr. Seine Stirn legte sich in Falten. Es war schon spät geworden, zu spät eigentlich. Bereits vor einer Stunde hatte er im Hotel sein wollen. Er kriegte langsam Hunger, und der nächste Ort war noch einige Meilen entfernt.

Zudem kehrte der Junge auch nicht zurück, was Huxley gar nicht gefiel. Er hätte jetzt einfach starten und wegfahren können, es wäre sicherlich kein Problem gewesen, nur traute er sich das wiederum nicht. Wieder beherrschte ihn eine Sperre. Im Prinzip fürchtete er sich vor dem Jungen, der seine Spur sicherlich finden würde. Er mußte eine andere Möglichkeit finden, um Gordy zumindest bei seiner »Arbeit« loszuwerden.

Wann kehrte er zurück?

Huxley schaute zum Waldrand. Seine Augen verengten sich, als er eine Bewegung ausmachte.

Nicht mehr weit vom Wagen entfernt, aber das war nicht allein Gordy, der da auf ihn zukam. Es bewegten sich zwei Gestalten nebeneinander, wobei die eine Gestalt kleiner und kompakter wirkte als die des Jungen.

Wieso?

Der Killer verstand die Welt nicht mehr. Gordy war allein in den Wald gegangen, er kehrte nicht mehr allein zurück, sondern…

Dem Killer stockte der Atem, als er sah, wen der Junge da mitbrachte. Automatisch tastete er nach seiner Waffe, ließ sie aber stecken, er wollte nichts provozieren. Und die Szene, so unnatürlich sie auch aussah, schien keine Gefahr zu bringen.

Neben Gordy tappte ein Hund.

Ein großes Tier. Selbst der Killer bekam einen Schauder, als er den wuchtigen Kopf des Hundes betrachtete. Hinzu kam das passende Maul, das der Hund weit aufgerissen hatte. Darin schimmerten die Zähne in einem gelblichen Weiß, als wären scharfe Messerspitzen eingefärbt worden.

Und Gordy lächelte, als er durch das Unterholz schritt. Er streichelte den Kopf den Hundes, der daraufhin seine Schnauze gegen den Handrücken drückte.

Hund und Mensch waren die besten Freunde.

Huxley hatte geglaubt, daß ihn nach der Begegnung mit Gordy nichts mehr überraschen konnte, nun mußte er zugeben, daß ihm ein gewaltiger Irrtum unterlaufen war. Gordy hatte ihn überrascht, und er sah regelrecht glücklich aus.

»Ich drehe hier noch durch!« murmelte der Killer. Er schaute zu, wie die beiden dicht neben dem Volvo stehenblieben. Gordy nickte und hoffte, daß Huxley auf dieses Zeichen hin die Tür öffnete, was dieser nicht tat.

Das übernahm Gordy selbst. »Hier bin ich wieder.«

Der Killer schluckte.

»Warum sagst du nichts?«

Huxley wußte nicht, ob er den Jungen öder das Tier anschauen sollte. Er konnte nur die Schultern heben.

»Das ist Eden!« erklärte Gordy. »Ich habe beschlossen, daß er von nun an bei uns bleiben wird. Er und ich sind mittlerweile die besten Freunde geworden.«

Der Hund jaulte plötzlich auf, als hätte er das begriffen. Freudig bewegte er den Kopf.

In Huxleys Hals hockte ein Kloß. Er war noch immer von der Rolle. Er hätte nie und nimmer die Einwilligung gegeben. Er hätte jetzt die Tür schließen und starten müssen, was er aber nicht tat. Er räusperte sich, und vor seinem Mund erschienen Atemfahnen, als er fragte: »Bist du denn verrückt geworden?«

»Wieso?«

»Du kannst doch nicht einen wildfremden Hund mitnehmen.«

»Eden ist nicht fremd!« lautete die naive Antwort. »Es ist einfach wunderbar. Er ist ein Freund, verstehst du?«

»So - ein Freund.«

»Ja.«

»Und weiter?«

»Ganz einfach, Hubert. Er wird bei uns bleiben, das ist alles. Nicht mehr und nicht weniger.«

Huxley wollte lachen. Er hatte auch schon den Mund aufgerissen, doch was über seine Lippen drang, war kein Lachen, sondern nicht mehr als ein undefinierbares Geräusch. Er kam mit der Antwort nicht zurecht, und an die Zukunft wollte er nicht erst denken. »Nein, nein!« preßte er schließlich hervor. »Das ist unmöglich. Ich kann mich auf keinen Fall noch mit einem Hund belasten. Du reichst mir schon.«

»Aber das ist doch keine Belastung. Eden wird immer an unserer Seite bleiben.«

»Wie hast du dir das vorgestellt?«

»Überhaupt nicht. Er wird uns beschützen. Er wird auch dein Freund werden, Hubert. Du solltest ihn mal streicheln. Er ist sehr lieb, das mußt du mir glauben.«

»Nein, ich will es nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Ich will keinen Hund.«

»Aber ich, Hubert!«

»Das ist mir egal!«
Gordy überlegte. »Ist es dir wirklich egal?« erkundigte er sich mit leiser Stimme.
»Ja.«
»Ich glaube es nicht.«
Der Killer hob den Kopf leicht an und schaute in das Gesicht des Jungen. »Es ist, mir egal. Ich muß für mich denken, nicht für dich, und ich kann bei meiner Arbeit keinen Hund gebrauchen, denn du bist bereits eine Last, das habe ich dir auch gesagt.«
»Meinst du das im Ernst?«
»Ich verstehe hier keinen Spaß.«
»Das ist schade.«
»Für dich.«
»Nein, für dich, Hubert. Ich will, daß der Hund bei uns bleibt. Ich will es, Hubert.« Der Junge hatte leise gesprochen, aber sehr intensiv. Und der Killer spürte, wie etwas gegen ihn drang, das er nicht mehr kontrollieren konnte.
Es war mal wieder soweit. Gordy ließ ihn seine Macht spüren. Sein Wille schien sich von ihm selbst gelöst zu haben, um sich auf den Weg in seinen Kopf zu machen. Er unterdrückte den eigenen Willen, und Huxley kam sich vor wie in einer harten Klammer.
Er starrte noch immer aus dem Fahrzeug, aber den Kopf des Hundes sah er kaum.
Es gab nur Gordy.
Und dessen drittes Auge.
Wie gepinselt zeichnete es sich auf seiner Stirn ab. Es war furchtbar, es bot ein so unnatürliches Bild, daß selbst ein Mensch wie Huxley erschreckte.
Nur blieb es dabei nicht. Gordy bekam Gewalt über ihn. Er lächelte, und Huxley nickte.
»Alles okay?« fragte Gordy.
Der Killer nickte. »Ja, es ist alles okay. Dein Eden kann auf die Rückbank klettern.«
»Wunderbar, Hubert, toll. Du bist super. Du bist klasse!« Plötzlich benahm er sich wie ein normaler Junge, der sich über ein tolles Geschenk gefreut hatte. Er lachte laut, er umklammerte den Kopf seines neuen Freundes und öffnete dann die linke Beifahrertür. »Los, auf den Sitz mit dir, Eden!«
Der Hund gehorchte ihm aufs Wort. Er sprang in den Wagen und schaute über die Rückenlehne hinweg in den Stauraum des Kombi, wo das Gepäck des Killers lag.
Zwei Koffer, eine Tasche für Gordy.
Der Junge hatte die Tür zugeschlagen. Er drehte sich um. Eden bemerkte die Bewegung, schob seinen mächtigen Kopf vor und leckte

über den Hals des Jungen.

»Ja, du bist brav, du bist sehr brav, mein Hund. Es ist alles wunderbar.«

Huxley schüttelte nur den Kopf. Er hatte sich endgültig damit abgefunden, nur die zweite Geige zu spielen. Und er fragte sich, wie das noch alles enden sollte.

Er dachte auch an seinen Job.

Es sah nicht gut aus, und Huxley gab zu, daß sein Leben einen Knick bekommen hatte…

***

»Mußt du nach London?« fragte der Junge, als er den Reißverschluß seiner Tasche aufgezogen hatte.

»Ja.«

»Und warum übernachten wir hier in diesem Zimmer?«

»Weil ich keine Lust mehr habe, noch weiter zu fahren. Außerdem habe ich Hunger. Ich will was essen.«

»Schön.«

»Du nicht?«

»Weiß nicht.« Gordy warf einen Blick auf seinen neuen Freund, der es sich neben dem Bett bequem gemacht hatte und über seine Pfoten leckte. »Mal sehen, was mit ihm ist.«

»Das ist nicht mein Problem.«

»Glaube ich dir.«

Der Killer erhob sich von der Bettkante und hörte die Stimme des Jungen. »Wo willst du denn hin?«

»Ins Bad, das Gesicht waschen.«

»Und dann?«

»Gehe ich was essen. Ich habe schon Sandwichs für dich bestellt. Du kannst mitkommen.«

»Aber nicht alleine.«

»Meinetwegen.« Hubert Huxley winkte ab und betrat ein Bad, das so eng war, daß man sich kaum drehen konnte. Es roch muffig, die Dusche sah auch nicht gerade neu aus, die Toilette mitsamt der Kunststoffbrille sowie der Spiegel zeigten an den Seiten einige blinde Flecken. Unter ihm befand sich das Waschbecken.

Huxley wusch sein Gesicht. Er tat es langsam und mit bedächtigen Bewegungen, und als er wieder hochkam, um nach dem Handtuch zu greifen, da glaubte er, sich in einem Traum zu befinden. Er wünschte sich, daß alles nicht wahr wäre, aber dieser Wunsch würde ihm nicht erfüllt werden. Er brauchte nur die Ohren zu spitzen, dann hörte er durch die dünne Tür aus dem Nebenzimmer Gordys Stimme. Der Junge sprach mit seinem Hund wie ein Vater mit seinem Kind.

Wo sollte das noch enden?

Huxley wußte es nicht. Er wußte zudem, daß es keinen Sinn hatte, wenn er fliehen wollte. Dieser Junge würde ihn dank seiner Fähigkeiten überall finden.

Er trocknete sein Gesicht ab und dachte über den Auftrag nach. Es würde vorläufig der letzte sein, das stand für ihn fest. Er mußte ihn durchführen, und er hatte den Jungen erst nach seiner Zusage kennengelernt. Also kam er da nicht mehr raus.

Egal, was ihm auch bevorstand, irgendwie würde er es schon packen. Das hatte er immer geschafft.

Etwas erfrischt verließ er das kleine Bad.

Gordy und Eden hockten auf dem Boden. Der Junge hatte den rechten Arm um den kräftigen Hals des Hundes gelegt. Mit der anderen Hand streichelte er durch sein Fell, und er sah glücklich aus.

Den Mann schien er nicht zu bemerken, er warf ihm jedenfalls keinen Blick zu, sondern beschäftigte sich weiterhin mit seinem neuen Freund.

Der Killer wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, deshalb blieb er kopfschüttelnd stehen und bedauerte sich innerlich.

Was tun?

Er wußte es nicht. Er dachte aber an seinen Auftrag, den er durchziehen mußte, und als er sich räusperte, hob Gordy den Kopf, um Huxley anzuschauen. Der Junge lächelte. »Ist er nicht toll?« fragte er leise. »Ist er nicht super?«

»Klar, natürlich.«

»Sollen wir nach unten gehen?«

»Hast du jetzt Hunger?«

»Nicht nur ich.«

Der Killer verzog den Mund. »Was will er denn fressen?«

»Weiß ich nicht.« Gordy stand auf. »Aber irgend etwas werden wir schon bekommen.«

»Das denke ich auch.« Huxley hatte es aufgegeben, sich zu wundern. Er nahm seine Jacke und streifte sie über. Daß der Junge seine Waffe gesehen hatte, störte ihn nicht weiter. Daran hatte sich Gordy mittlerweile gewöhnt. Er hatte auch nie nachgefragt, was es bedeutete, er freute sich einfach nur, bei Hubert sein zu können. Für ihn war es kein Problem, für Huxley schon, aber darüber wollte er jetzt nicht nachdenken, sondern später, in einigen Tagen, wenn der Job erledigt war.

Huxley schloß ab, als auch Gordy und sein vierbeiniger Freund das Zimmer verlassen hatten. Nebeneinander gingen sie über den Flur bis zur Treppe hin.

Die Beleuchtung war schwach. Das Haus gehörte nicht zu den besten. Es roch muffig. Die schweren Balken unter der Decke schienen das Gewicht kaum tragen zu können.

An der Treppe blieben sie für einen Moment stehen. Huxley war nachdenklich geworden. Er räusperte sich, und Gordy fing an, sich zu wundern. »Hast du was?«

»Nein, nein, schon gut.«

»Doch!«

»Wieso?«

»Ich spüre es.«

»Nein, nein, da irrst du dich, wirklich.«

»Laß uns gehen. Und noch eines.« Gordy legte seine Hand in die des Mannes. »Was auch immer geschehen mag, was immer dich bedrückt, ich bin bei dir.«

Huxley schaute nach rechts. Er senkte den Blick, um in die Augen des Jungen schauen zu können.

»Das ist seltsam«, sagte er und lächelte. »Ich hätte mir nie vorstellen können, daß ich einmal zu einem Kind Vertrauen fasse.«

»Bin ich ein Kind?«

»Du siehst so aus.«

»Ja, ich bin auch ein Kind.«

Gordy hatte es so gesagt, daß der andere ihm nicht trauen konnte. Das spielte jetzt auch keine Rolle mehr.

Beide gingen nach unten.

Und Eden, der Bluthund, trottete wieder neben ihnen her…

***

Dem kleinen Hotel angeschlossen war ein düsterer Gastraum. Kein Tisch war besetzt, trotzdem lief das Radio, und eine ältere Bedienung lauschte Uralthits.

Das Radio stand auf einer Theke neben zahlreichen Gläsern, die gespült worden waren. Auch eine Glotze stand auf einer schmalen Kommode, die aber war nicht in Ordnung, wie die Frau den beiden erklärte.

Sie hatten an einem Tisch am Fenster ihre Plätze gefunden. Huxley sprach davon, daß sie Sandwichs bestellt hatten, und die Kellnerin mit den grauen Haaren nickte. »Das habe ich gehört, sie sind auch schon fertig.« Dann verzog sie den Mund. »Aber was ist mit dem Hund da? Das ist ja ein Riesentier. Einer, der mir Angst einjagen kann.«

»Er tut nichts«, sagte Gordy und drückte Eden zu Boden. »Wenn Sie auch für ihn etwas hätten.«

»Was denn?«

»Wasser wäre gut. Vielleicht auch etwas Fleisch.«

»Da müßte ich mal nachschauen.«

»Bitte, Miß, tun sie das.«

»Miß?« Die Frau lachte knarrend.

»Ich bin eine Missis, mein Sohn - leider.« Sie schüttelte den Kopf und

verschwand.

Der Killer und der Junge blieben zurück. Gordy freute sich, er rutschte auf seinem Stuhl hin und her, rieb sich die Hände, lächelte, und seine blauen Augen strahlten. »Ich finde es toll, daß wir jetzt zu dritt sind, Hubert.«

»So?«

»Du nicht?«

Der Killer wußte nicht so recht, was er sagen sollte. Er wollte auch keine falsche Antwort geben und meinte, während er die Schultern anhob: »Ich muß mich erst noch daran gewöhnen, verstehst du?«

»Das ist klar, aber wir drei werden es schon schaffen.«

O ja, dachte Huxley und versuchte, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen. Wie soll das noch alles enden? Wie soll ich an den Mann herankommen, den ich ins Jenseits schicken muß? Er eignete sich nicht als Familienvater, nein, nicht er. Außerdem war er vom Äußerlichen her auch nicht der Typ eines Vaters. Sein Haar war braun, kurz geschnitten, fast zu einer Bürste. Auf der Lippe wuchs der Bart wir ein Strich. Er war hauptsächlich deshalb da, um eine Narbe zu verstecken.

Der Mann, der sie ihm mit einer Messerklinge beigebracht hatte, lebte nicht mehr. Er war schließlich in seine eigene Klinge gefallen. Natürlich hatte Huxley nachgeholfen.

Die Kellnerin kam an den Tisch. Sie ging sehr forsch, bis sie in die Nähe des Hundes kam, der sich plötzlich erhob, weil er das Fleisch gerochen hatte. Es lag auf einem Teller, den die Frau in der linken Hand balancierte. In der rechten trug sie eine mit Wasser gefüllte Schale. Beides stellte sie vorsichtig zu Boden. Da sie zitterte, schwappte Wasser über den Rand.

»Keine Sorge, Eden tut Ihnen nichts.«

Die ältere Frau stellte sich rasch wieder hin. »Na ja, ich bin eben vorsichtig.« Sie wischte ihre Hände an der Hose ab. »Soll ich auch noch etwas zu trinken bringen?«

Gordy nickte. »Für mich eine Limo, aber ein großes Glas.«

»Geht in Ordnung. Und für Sie, Mister?«

»Ein Bier vom Faß, wenn…«

»Haben wir. Ich bringe dann auch das bestellte Essen gleich mit. Ist das recht?«

»Sie sind phantastisch«, sagte der Junge lächelnd, während Eden neben ihm schlürfend seine Schale leerte.

Der Killer konnte nur müde grinsen. »Hör mal zu, mein Junge. Mir scheint, als würdest du dich sehr wohl fühlen.«

»Richtig.«

»Dir geht es also gut?«

»Ja.« Gordy warf Eden einen Blick zu. »Vor allen Dingen, weil er bei

uns ist. Ich habe mir immer einen Hund gewünscht. Jetzt habe ich ihn. Ist doch toll.«

»Ja, das finde ich auch.«

Gordy schaute zu, wie Eden fraß. Der Teller war mit Fleischstückchen gefüllt, die Eden gierig verschlang. Wieder kehrte die Kellnerin zurück. Diesmal brachte sie die Getränke und das Essen. Beides stellte sie auf den Tisch. Sie hatte ein großes Glas Limonade mitgebracht, das Bier und die beiden Sandwichs. Sie waren mit Roastbeef und Salat belegt.

»Na, dann iß mal, Gordy.«

»Und wie.« Der Junge hatte schon getrunken. Jetzt aß er, und auch der Hund war zufrieden.

Die beiden schwiegen. Das Radio spielte noch immer, war aber leiser gestellte worden, und die Kellnerin beschäftigte sich mit dem Einräumen der gespülten Gläser.

Als der Killer auf die Uhr schaute, stellte er fest, daß es bis Mitternacht nur noch eine Stunde war.

Sie würden dann längst im Bett liegen und ziemlich früh am anderen Morgen den Rest der Strecke nach London hineinfahren. Das hätten sie zwar auch jetzt noch gekonnt, sie befanden sich nicht weit entfernt von der Peripherie, aber er hatte keine Lust mehr gehabt. Huxley würde morgen sein Opfer beobachten. Für ihn war ein Zimmer in einem Hotel reserviert, das nicht weit von der Wohnung des Opfers entfernt lag. Und in diesem Hotel empfing der Mann oft seine Gesprächspartner, um mit ihnen über den Teil der Politik zu reden, den er vertrat. Er gehörte zu einer Gruppe, die sich stark für die Umwelt einsetzten. Es waren die Grünen, die allmählich auch auf der Insel immer mehr Einfluß gewannen, was den Vertretern einer gewissen Industrie überhaupt nicht paßte. Und gerade dieser Grüne hatte es geschafft, seinen Finger auf eine Atomwunde zu legen, die auf keinen Fall tiefer werden durfte. Wenn sie erst blutete, würden gewisse Dinge an die Öffentlichkeit gelangen, und das war nicht gut. Jedenfalls hatte es der Mann von den Grünen vor, und das mußte verhindert werden, bevor die von ihm anvisierte Pressekampagne überhaupt beginnen konnte.

Der Killer und Gordy aßen und tranken. Auch der Junge aß sein Brot bis zum letzten Bissen auf, um anschließend das etwas jämmerliche Jaulen seines neuen Freundes zu hören, der auf seine beiden leeren Teller starrte.

»Er hat noch Hunger, Hubert.«

»Dann soll die Kellnerin was bringen.«

»Danke. Ich gehe zu ihr.« Gordy bückte sich. Er hob Teller und Schale an, bevor er sich auf den Weg machte. Eden trottete neben ihm her.

Die Kellnerin erschrak, denn sie hatte die beiden erst gehört, als diese schon an der Theke standen.

»Mein Gott«, flüsterte sie. »Ich habe euch nicht gehört.«

»Das Radio«, sagte Gordy.

»Ja, das wird es wohl gewesen sein.«

»Kann ich was für dich tun?«

»Nein, für Eden.«

»Er hat noch Hunger?«

Gordy nickte und zeigte dabei ein strahlendes Gesicht.

»Noch mal das gleiche?«

»Gern.«

Als sich die Frau umdrehte, sagte der Junge: »Ich komme mit in die Küche.«

Die Frau hob die Schultern. »Meinetwegen, aber der Hund soll nicht den Kühlschrank leerfressen.«

»Keine Sorge, er ist brav.«

Die Küche war durch eine Tür hinter der Theke zu erreichen. Ein großer Raum öffnete sich dem Eintretenden. Ein Tisch, ein Ofen, Regale, zwei Kühlschränke, Pfannen, Töpfe, Bestecke und Geschirr verteilten sich. Auch ein Fenster war vorhanden.

Gordy trat darauf zu. Er schaute eigentlich in einen Garten, wo im Sommer Tische und Stühle standen und oft viele Gäste saßen, die aßen und tranken.

Jetzt war der Garten finster. Die Dunkelheit hielt ihn wie ein Schwamm umfaßt. Es schimmerte kein Licht, denn alle Außenleuchten waren ausgeschaltet worden.

Ein normaler dunkler Garten - oder?

Gordy runzelte die Stirn. Etwas störte ihn. Er konnte nicht sagen, was es war, aber die Dinge liefen nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte.

Eine innere Stimme war dabei, ihm eine Warnung zuzuschicken. Nur kam er damit nicht zurecht. Er wußte nicht, Wie er sie einschätzen sollte. Diese Dunkelheit hüllte alles ein, er sah keine Bewegung, und trotzdem hatte er den Eindruck, daß dort in der grauen Schwärze etwas lauerte. Eine Gefahr.

Eis rann über seinen Rücken. Gordy spürte den Druck an seiner Stirn. Das dritte Auge machte sich bemerkbar, als wäre es auf dem Weg, sich wieder abzumalen.

Was war dort?

Er atmete durch die Nase ein. Er überlegte, er bewegte den Mund, ohne zu kauen. Im Hals spürte er ein leichtes Kratzen, und er nahm sich vor, sich zu konzentrieren, aber die Stimme der Frau riß ihn aus seinen Gedanken.

»Soll ich beides an den Platz bringen?«

Gordy drehte sich um. Eden saß neben ihm. »Nein, bitte nicht. Er

kann es hier essen und trinken.«
»Wie du willst.« Die Kellnerin hatte Vertrauen gefaßt. Sie schaute dabei zu, wie Eden trank und aß, und sie lächelte sogar, denn ihr gefiel der Hund.
Nur das Gesicht des Jungen blieb ernst. Er rieb einige Male über seine Stirn, weil der Druck dort stärker wurde, und das fiel auch der Bedienung auf.
»Ist was mit dir, Junge?«
»Nein, warum?«
»Du reibst über deine Stirn.«
»Nur so.«
Jetzt war in ihr die Neugierde erwacht. »Du bist wohl mit deinem Vater unterwegs, wie?«
»Stimmt.«
»Und deine Mutter?«
»Ich habe keine mehr.«
Das Gesicht der Frau verschloß sich.
»Es tut mir leid. Das habe ich nicht gewußt.«
»Ich vermisse sie nicht.«
»Na ja, wenn das so ist.«
Gordy hockte sich neben Eden nieder. Er schaute zu, wie der Hund fraß, und er sah, wie sich der Teller immer mehr leerte. Gordy freute sich darüber. »Ist er nicht toll, Missis?«
»Ja, sehr lieb.«
»Ist er auch.« Gordy umfaßte den Kopf seines neuen Freundes, dann stand er auf, bedankte sich und verließ die Küche.
Das Kribbeln war geblieben. Die zweite, die kalte Haut lag auf seinem Rücken. Seine sensiblen Nerven schlugen Alarm.
Irgend etwas war nicht mehr in Ordnung…
Gordy betrat den Gastraum. Hubert Huxley hockte am Tisch, rauchte und hatte die Beine von sich gestreckt. »Da bist du ja wieder«, sagte er. »Ich dachte schon, du hättest mich im Stich gelassen.« Er zeigte ein schiefes Grinsen.
»Nein, aber Eden hat in der Küche gefressen und getrunken.«
»Dann können wir ja hoch.«
Der Junge setzte sich nicht hin. Er leerte seine restliche Limonade im Stehen. »Weißt du, Hubert, wir haben einen Hund.«
»Das sehe ich.«
»Und er muß auch mal raus.«
»Ach so.« Der Killer lachte. »Da hast du recht. Daran habe ich nicht gedacht.«
»Ich möchte mit Eden noch eine Runde drehen. Wenn wir dann fertig sind, kommen wir…«
»Wieder hierher«, sagte der Killer. »Ich trinke noch ein Bier. Wir

gehen dann gemeinsam hoch.«
»Gut, das ist toll.« Gordy nickte. Er hob die Hand. »Bis gleich dann, Hubert.«
»Ja, sieh zu, daß er auch was macht. Ich möchte nicht mitten in der Nacht geweckt werden.«
»Keine Sorge.«
Hubert Huxley schaute den beiden nach, wie sie auf die Tür zugingen und dann verschwunden waren. Er fragte sich nur, warum er plötzlich so nervös war. Es gab doch keinen Grund - oder?
Hubert Huxley runzelte die Stirn, und seine rechte Handfläche streichelte den Revolver…

***

Vor dem Eingang des kleinen Hotels stand eine Laterne, deren Kuppel wie eine verloren wirkende Insel in der nächtlichen Dunkelheit wirkte. Das Licht strahlte nicht eben stark ab, es verlor sich oberhalb der Laternenstange, und so schwamm der Fleck in der Finsternis, um den ankommenden Gästen zu beweisen, wo sie hinzugehen hatten.
Gordy und sein neuer, vierbeiniger Freund hatten den helleren Bereich verlassen. Sie schritten den Anfahrtsweg entlang, gingen ihn aber nicht bis zu seinem Ende durch, sondern bogen zuvor nach rechts ab, wo ein schmaler Pfad um das Haus herumführte und dort endete, wo sich an der Rückseite der Biergarten befand.
Dieser Weg war nicht asphaltiert, nur einfach glattgetreten worden. Es gab noch genügend feuchte Flecken vom letzten Schnee und Regen, so daß er auch eine gewisse Glätte aufwies. Gesäumt wurde er von kahlen Sträuchern.
Es war still, sehr still. Nur das Hecheln des Hundes und die Tritte des Jungen durchbrachen die Ruhe. Wenn Gordy nach rechts schaute, konnte er hinter den Zweigen das Licht aus der Gaststube schimmern sehen, aber Hubert sah es nicht.
Er ging weiter.
Er war auf der Hut, und er sprach flüsternd mit seinem neuen Freund. »Paß auf, Eden gib acht. Es ist etwas in der Nähe. Man will uns nichts Gutes, ich spüre es genau.«
Eden bewegte den Kopf, als wollte er dadurch seine Zustimmung geben. Die Finsternis deckte beide. Sie erreichten das Ende des Hotels und mußten nach rechts biegen, um an die Rückseite zu gelangen. Gordy erinnerte sich daran, wie sie am Küchenfenster gestanden und nach draußen geschaut hatten. Er hatte zwar nichts gesehen, aber er hatte die Gefahr sehr deutlich gespürt. Sie war wie ein Hauch gegen ihn geweht worden, und auch jetzt glaubte er daran, daß sie nicht verschwunden war.
Aber wer wollte etwas von ihm oder Hubert? Hatte sich Hubert

Feinde gemacht?
Gordy wußte es nicht. Er wollte sich auch durch diese und ähnliche Überlegungen nicht ablenken lassen und schlich weiter. Immer darauf bedacht, so leise wie möglich zu sein. Die Schmalseite des Gasthofes war bewachsen. Die Pflanzen, kletterten daran bis zur Dachrinne.
Der Junge ging jetzt noch langsamer. Auch Eden hatte sich seinen Schritten angepaßt. Er blieb dicht bei ihm, berührte ihn immer wieder, schnüffelte und knurrte plötzlich.
Eine Warnung?
Beide blieben stehen.
Sie hatten inzwischen den Garten des Hotels erreicht und blieben dort stehen. Eine dunkle Insel, aus deren Boden die Feuchtigkeit wie unsichtbarer Dampf stieg.
War etwas zu sehen?
Nein!
Aber die Gefahr gab es noch. Sie lauerte versteckt in der Finsternis, was Gordy deutlich spürte. Die kalte Haut auf seinem Rücken hatte sich verdichtet. Er schwitzte zugleich, und der Schweiß auf seiner Stirn hatte dort Perlen gebildet.
Auch der Druck hinter der Stirn war verschwunden. Das alte Erbe wollte sich nach vorn schieben.
Er spürte, wie sich die Stelle allmählich erwärmte, nichts Neues für ihn, denn so war es immer gewesen, wenn ihn die Warnung erwischte.
Wer lauerte?
Gordy konnte vieles, durch seine Abstammung war er den meisten Menschen überlegen, aber in dieser Natur fühlte er sich unwohl. Er kam sich plötzlich umzingelt vor, denn da lauerte nicht nur ein Feind, das mußten mehrere sein.
Auch Eden witterte etwas…
Er war unruhig geworden und schnappte nach Luft, knurrte dabei und war bereit, einen Feind zu töten.
Er hielt sich zurück.
Leer lag die Lichtung vor den beiden. Sie wurde von Büschen und Sträuchern umrahmt, die im Sommer sicherlich voller Blüten steckten, jetzt aber nicht mehr als kahle Gerippe waren. Der Wind bewegte die Stäbe zitternd.
Dahinter standen hohe Bäume, auch ihr Geäst sah aus wie skelettierte Arme.
Der Druck hinter Gordys Stirn nahm zu. Gleichzeitig verstärkte sich auch Edens Knurren. Er hatte sein Maul weit aufgerissen, er schnappte dabei nach Luft, die Zunge schlug hervor, als wollte er die Luft nach der Gefahr abtasten.
Die plötzliche Helligkeit war wie ein Schock. Von drei Seiten erwischte sie den Jungen und den Hund. Gordy hob in einer

instinktiven Bewegung die Arme. Er preßte die Hände vor sein Gesicht, um die Augen gegen die grellen Strahlen zu schützen, und eine Stimme hinter dem Licht gab ihm den Befehl.

»Bleib so, Junge! Bleib nur so stehen, wenn dir dein Leben lieb ist. Sonst pumpen wir dich und deinen Köter voll Blei!«

Gordy wußte nicht, was genau passiert war. Er hatte allerdings die Gewißheit bekommen, daß seine Psyche funktionierte, sie hatte ihn zuvor gewarnt, nur nutzte ihm das nichts mehr, die anderen hatten ihn trotzdem überrascht.

Sie bewegten sich. Er hörte es an ihren Tritten. Er sah es auch an der Veränderung der Lichtstrahlen, die ihn noch einmal anleuchteten und dann verschwanden.

Gordy ließ die Arme sinken.

Er roch die Nähe eines Fremden, ein außergewöhnlicher Geruch, nach Gewürzen oder…

Einen anderen Vergleich konnte er nicht mehr ziehen, denn etwas Hartes und trotzdem Weiches erwischte mit voller Wucht seinen Kopf. Der Junge brach zusammen. Während er fiel, hörte er noch wie aus weiter Ferne die Flüche und eine Stimme sagte: »Scheiße, der Köter…«

Dann landete Gordy auf dem Boden. Die Welt um ihn herum erlosch, und er merkte nicht, wie starke Hände ihn in ein Gebüsch zerrten…

***

Hubert Huxley saß noch immer am Tisch. Er hatte sich inzwischen das zweite Bier von der Kellnerin bringen lassen, die auch nicht mehr so unfreundliche oder muffig war, sondern lächelte und ihn ansprach: »Der Hund sieht ja gefährlich aus.«

»Stimmt.«

»Ist er das?«

Der Killer grinste kantig. »Man darf ihn eben nicht reizen.« Er griff zum Glas und nahm einen langen Schluck. Als er es abstellte, lag ein Schaumrand um seine Lippen. »Es schmeckt gut, wirklich, das Bier ist super.«

Die Bedienung lächelte. »Wir bekommen es aus einer kleiner Privatbrauerei.«

»Stark, wirklich.« Huxley schaute sich um. »Mal eine Frage. Ist es hier immer so leer?«

»Nein. Im Sommer nicht.«

»Aber jetzt, wie?«

»Kann man auch nicht sagen. Manchmal schicken sie uns Gäste aus London, wenn dort eine Messe ist und alle Hotels überfüllt sind. Hier übernachten auch Familien, wenn sie London besuchen wollen, denn die Preise hier sind normal.«

»Das stimmt.«

Die Frau hob die Schultern und strich dabei durch ihre grauen Haare. »Wie bieten zwar keinen großen Komfort, aber man kann sich bei uns wohlfühlen.«

»Glaube ich auch.«

»Im Moment bin ich die einzige hier, abgesehen von einer Helferin an der Anmeldung. Sie ist meine Nichte und tagsüber auch zuständig für die Zimmer.«

»Wo sind denn die Besitzer?«

»Auf Lanzarote.«

Huxley lachte. »Klar, die meisten Hoteliers verreisen im Winter, wo am wenigsten zu tun ist. Verständlich.« Er räusperte sich und trank wieder einen Schluck. »Wenn der Junge mit dem Hund zurückkommt, sind Sie uns auch los.«

»Sie fahren morgen wieder?«

»Wir wollen nach London.«

»Urlaub machen?«

»So ähnlich.«

»Und die Mutter des Jungen ist tot, habe ich von Ihrem Sohn gehört?«

Der Killer schaltete blitzschnell. »Ja, sie starb leider. Ich bin mit Gordy und Eden allein, aber wir kommen schon zurecht. Ich versuche immer wieder, Vater und Mutter zu sein. Ob es mir gelingt, kann ich nicht beurteilen.«

»Sie haben viel Mut bewiesen.«

Hubert Huxley verzog die Lippen. »Meinen Sie?«

»Ja, denn ich kenne das aus dem eigenen Bekanntenkreis. Da hat ein Mann das gleiche versucht, ist aber gescheitert.« Sie redete schnell weiter. »Ich will Ihnen den Mut nicht nehmen, sondern wollte damit nur andeuten, daß es nicht so einfach ist.«

»Da haben Sie recht.«

Die Frau schaute auf ihre Uhr. »Sie möchten also nichts mehr trinken, oder?«

»Nein.«

»Gut, dann mache ich die Küche dicht und drehe auch…« Das nächste Wort brachte sie nicht mehr hervor. Plötzlich stand sie stocksteif auf dem Fleck. Ihr Gesicht versteinerte, der Ausdruck in ihren Augen kam dem Killer bekannt vor, er wollte handeln, aber es war schon zu spät.

Drei Männer huschten von der Tür her wie Schatten in den Gastraum, und drei mit Schalldämpfern bestückte Waffenläufe richteten sich auf den am Tisch sitzenden Killer…

***

Julio Gomez war ein Mensch, der einfach nicht seßhaft werden

konnte. Er gehörte zu den Leuten, die immer auf der Wanderung waren, und es kümmerte ihn auch nicht, in welchem Land er sich befand. Für ihn gab es keine Grenzen, er war Europäer, wenn man ihn fragte, woher er kam. Er hatte sich schon im letzten Jahr vorgenommen, die britischen Inseln auf seine Weise zu erkundigen. Als blinder Passagier war er im letzten Herbst in Dover an Land gegangen und hatte sich durch den Südosten der Insel geschlagen, wobei er in London erst im Frühjahr »einfallen« würde. Julio hatte sich immer als einen Glückspilz bezeichnet. Er war stets Optimist geblieben, und dieser Optimismus hatte auch seinen Grund gehabt.

Julio kam bei vielen Menschen gut an. Er war lustig, er war freundlich, hin und wieder half er bei einer Arbeit, so kam er auch mit dem Geld aus. Wenn die Nächte zu kalt wurden, fand er trotz allem immer wieder einen Schlafplatz.

So auch in dieser Nacht.

Er kannte eine Frau in seinem Alter, die als Kellnerin in einem Hotel arbeitete. Die Besitzer waren verreist, und die Frau hielt für ihn immer ein kleines Zimmer frei. Wenn er wollte, konnte er den Bau auch durch den Hintereingang betreten, denn diese Tür war nicht abgeschlossen.

Julio Gomez hatte eigentlich nicht vorgehabt, so spät zu kommen, aber er war aufgehalten worden, denn zwei Bekannte, von denen einer Geburtstag hatte, brauchten noch einen dritten Mann, um feiern zu können. Sie hatten in einem alten Keller gehockt, zwei Flaschen geleert, wobei Julio am wenigsten getrunken hatte. Er war jetzt in einem Alter, wo er vorsichtig sein mußte, außerdem hatte er noch einen weiten Weg vor sich, und so traf er erst kurz vor Mitternacht bei seinem Ziel ein.

Wie immer näherte er sich dem kleinen Hotel von der Rückseite her. Innerlich steckte er voller Freude, denn der Drang nach dem Bett war für ihn zu einer Sucht geworden.

Es gab auch einen schmalen Durchschlupf, den nur wenige kannten.

Wenn er ihn hinter sich hatte, stand er bereits im Biergarten des kleinen Hotels.

Leise summend schritt Julio weiter. Er machte bereits die Umrisse des Hauses aus, als er plötzlich stehenblieb. Es war keine Mauer, vor der er gestoppt hatte, sondern ein knurrender und hechelnder Schatten, ein Riesenhund mit gefährlich funkelnden Augen, dessen offenes Maul so aussah, als wollte es den Mann jeden Augenblick als Beute verschlingen.

»Heilige Maria und Josef!« keuchte er. »Das darf nicht wahr sein.« Julio wollte zurückrennen, traute sich im Angesicht des Hundes jedoch nicht und blieb wie festgenagelt stehen.

Woher kam der Köter? Gehörte er zum Hotel? Bestimmt nicht.

Vielleicht einem der Gäste? Oder war es ein wildernder Hund, der auch Menschen angriff? Julio hatte davon gehört, er kannte Geschichten, die man sich von Kampfhunden erzählte, und wenn er vor einem Tier sich fürchtete, dann vor einer derartigen Bestie.

Er wußte nicht, ob dieser Hund vor ihm ein Kampfhund war, gefährlich genug sah er jedenfalls aus, und seine Zähne schimmerten wie tödliche Messer. Julio tat auch weiterhin nichts, dafür bewegte sich der Hund, und er kam auf ihn zu.

Der Magen des Tramps zog sich zusammen. Jetzt ist es vorbei! schrie eine Stimme in ihm. Endgültig vorbei. Der zerfetzt dir die Kehle, und du kannst nichts tun.

Das tat der Hund nicht.

Er berührte den Mann.

Mit der Schnauze stieß er gegen Julios Bauch, als wollte er ihm ein Zeichen geben. Dann trat das Tier zurück, kam wieder vor, stieß Julio an, ging wieder zurück und war dabei, ihm etwas klarzumachen.

Der Tramp überlegte.

Nach dem dritten Versuch des Hundes wußte er Bescheid. »Okay, mein Freund, okay. Ich weiß, was du willst.« Er nickte. »Aber ich tue das nur, weil du es bist…«

Julio ging vor.

Einen Schritt, dann den zweiten, und er sah, daß der große Hund sehr zufrieden war. »Na ja, wir beide werden uns schon verstehen«, erklärte Julio, als er zusammen mit dem Tier durch den Garten schritt und auf die Rückseite des Hotels zuging.

Julio war noch immer davon überzeugt, daß ihm etwas gezeigt werden sollte, aber was? Auf was wollte ihn das Tier aufmerksam machen, das plötzlich schneller lief, an einer bestimmten Stelle stehenblieb und den Kopf senkte.

Da mußte sich das Ziel befinden!

Julio Gomez überlegte. Unter seinem grauen Stoppelbart spürte er die Gänsehaut. Er schluckte, er wischte an seinen Lippen entlang. Hinter den Büschen schimmerte Licht. Es fiel aus den Fenstern der Gaststube. Da es ziemlich trübe war, schienen nicht alle Lampen eingeschaltet worden zu sein.

Gomez überlegte, ob er Hilfe bei der Kellnerin holen sollte. Susan kannte sich besser aus, sie würde bestimmt kommen und…

Statt dessen kam der Hund.

Das gewaltige Tier tappte auf ihn zu, das Maul aufgerissen, und wieder fror der Tramp, als hätte man ihn in einen hohen Kübel mit Eis gesteckt. Eden bewegte seinen Kopf, lief wieder zurück, und abermals faßte sich Julio ein Herz. Diesmal blieb er stehen, als er das Ziel erreicht hatte.

Ein Eiszapfen durchfuhr ihn, als er den Jungen leblos am Boden

liegen sah. Er sank auf die Knie.

Vor seinen Augen wallten Schleier, als er sah, daß es ein Kind war. Er schätzte es auf zehn bis zwölf Jahre, es war jedenfalls noch jung, und Julio fürchtete sich davor, neben einem Toten zu knien.

Er schaute sich um.

Nur der Hund befand sich in seiner unmittelbaren Nähe. Er hörte dessen Hecheln dicht an seinem Ohr. Einmal strich kurz die Zunge über seinen Nacken, als wollte sie dafür sorgen, daß er seinen Blick tiefer senkte, was er auch tat.

Julio sah das Gesicht, und er sah die Stirn, auf der sich sein Blick förmlich festfraß, denn was er dort entdeckte, hatte er noch nie bei einem Menschen gesehen.

Schwach, aber trotzdem unübersehbar zeichnete sich dort der Umriß eines Auges ab.

Ja, es war ein Auge, sogar die Pupille entdeckte er darin. Sie schimmerte farbig, auch wenn der Tramp die eigentlich Färbung nicht erkennen konnte.

Aber es war ein Auge.

Ein drittes Auge!

Julio Gomez war überfordert. Er wußte nicht, was er zu dieser Entdeckung sagen sollte. Er kam nicht mehr zurecht. Vor ihm lag ein junger Mensch, der nicht nur zwei Augen, sondern drei Augen hatte, auch wenn das dritte nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen war.

Meine Güte.

Mit beiden Händen wischte er über sein Gesicht. Über seinen Rücken rann dabei wieder das Eis in einem kalten Strom. Er schluckte, er kam in die Höhe und bemerkte kaum, daß er sich mit einer Hand an dem Hund abstützte.

Eines hatte er trotz seiner Panik feststellen können. Der Junge war nicht tot. Er lebte, aber er atmete flach. Etwas mußte ihn niedergestreckt haben und er brauchte rasche Hilfe.

Susan, dachte Julio. Ihr muß ich es sagen. Sie soll einen Notarzt anrufen, sie muß…

Er war schon drei Schritt gelaufen, als er stoppte. In seinem Hals saß plötzlich ein Kloß, und durch sein Hirn schossen die schlimmsten Gedanken.

Nein, er mußte vorsichtig sein. Er wollte nicht wie ein Wilder durch den Eingang stürmen und die Leute verrückt machen. Es konnte ja sein, daß die Personen, die den Jungen niedergeschlagen hatten, sich noch in der Nähe aufhielten.

Julio war nicht nur ein Tramp, er war auch ein Überlebenskünstler, was er in diesen Augenblicken bewies. Seiner Ansicht nach tat er genau das Richtige, als er die kahlen Zweige der Büsche zur Seite drückte und sich den helleren Fenstern an der Front des Hauses

näherte.

Sie lagen nicht sehr hoch. Wer innen im Raum saß und nach draußen schaute, würde ihn auch in der Dunkelheit sehen können. Deshalb duckte sich Julio zusammen. Im Entengang näherte er sich der Mauer, und links neben einem Fenster schob er sich behutsam in die Höhe, um dann einen ersten Blick durch die Scheibe zu werfen.

Was er als Zeuge sah, ließ ihn fast durchdrehen. Er hatte Mühe, die Schreie zu unterdrücken, machte auf dem Absatz kehrt, dachte nicht mehr an den Hund, brach durch die Büsche und rannte weg, als wäre der Leibhaftige hinter ihm her…

***

»Da staunst du, wie?«

Obwohl Hubert Huxley angesprochen worden war, nahm er von dem Sprecher keine Notiz, sondern schaute auf die Kellnerin, die urplötzlich zusammenbrach, aber nicht auf den Rücken fiel, sondern sich noch drehte und bäuchlings auf dem Boden liegenblieb.

So konnte der Killer das Einschußloch in ihrem Rücken sehen.

»Ja, da staune ich«, flüsterte er. »Wie habt ihr mich gefunden, verdammt noch mal?!«

»War gar nicht mal schwer«, sagte der zweite Typ. Er trug eine Wollmütze auf dem Kopf.

»Und wer hat falsch gespielt?«

Die drei aus der Branche grinsten. »Niemand so recht. Es war alles eine Falle. Man wollte dich loswerden, Huxley. Du bist zu alt. Schon der letzte Job wäre beinahe in die Hose gegangen. Du hast dreimal und nicht einmal schießen müssen. Wahrscheinlich zitterst du schon vor dem nächsten Schuß, deshalb sind wir gekommen, um dich in Pension zu schicken.«

»Ja, in Pension«, murmelte Huxley. Er schaute auf seine Hände, die er flach auf der Tischplatte liegen hatte. Sein Gesicht war bleich und blutleer geworden, die Stirn hatte er in Falten gelegt, und sein Blick glitt ins Leere. Huxley wußte, daß er keine Chance hatte. Die drei waren ihm überlegen.

Sie würden ihn umlegen, deshalb waren sie gekommen. Er konnte nur noch versuchen, sich so zu verhalten wie der Held in einem Western; den einen oder anderen wollte er mit in die Hölle nehmen.

Komisch, daß er in diesen Sekunden noch an den Jungen und den Hund denken mußte. So etwas wie ein Lächeln glitt über seine Lippen, es war eine menschliche Regung, bei ihm äußerst selten, aber er mußte zugeben, daß ihm der Junge doch ans Herz gewachsen war. So etwas hätte er nie für möglich gehalten.

»Na, Huxley, was ist? Warum bist du so still? Bereitest du dich auf deinen Tod vor?«

»Muß wohl sein, wie?«

»Ja, Huxley, das muß sein!«

Die drei langen Mündungen wiesen nach wie vor auf ihn, nur auf ihn, und er handelte.

Der Killer wuchtete mit seinem Stuhl nach hinten. Gleichzeitig riß er die eigene Waffe hervor und drückte ab, als er sie noch nicht richtig in der Hand hielt.

Seine eigenen Schüsse zerschmetterten die Stille. Er hörte den Schrei nicht mehr und auch nicht das Gegenfeuer. Noch während Huxley fiel, trafen ihn die Kugeln. Sie rissen seinen Körper und seinen Kopf auf, und er war schon tot, als er zusammen mit dem Stuhl den Boden der Gaststätte berührte.

Blut war aus den Wunden gespritzt und hatte sich auf dem Fußboden in seiner Nähe verteilt. Huxley selbst lag auf dem Boden. Aus seinem Gesicht starrten glasige Augen zur Decke.

Es war wieder still geworden, bis auf ein pfeifendes Geräusch. Der Killer mit der Mütze hatte es ausgestoßen, denn er war von einer Kugel aus Huxleys Waffe getroffen worden. Sie hatte ihn an der rechten Schulter erwischt und dort eine Fleischwunde hinterlassen. Der Mann hatte sich auf einen Stuhl setzen müssen. Die linke Hand lag auf der Wunde, sein Gesicht war verzerrt.

Seine beiden Kumpels nickten ihm zu. »Was ist? Kannst du dich noch halten?«

»Scheiße!«

»Kannst du noch?«

»Ja, verdammt, ich muß ja.«

»Hast du nicht gewußt, daß Freund Huxley ein Tiger ist?«

»Hör auf, Mann!«

Der dritte sprach. »Da wäre noch ein Problem. Ich glaube, einen Schatten am Fenster gesehen zu haben. Kann mich aber auch irren, wir sollten nachschauen.«

»Gut, tun wir das.«

»Und was ist mit mir?« stöhnte der Mann mit der Wollmütze. »Ich spüre meinen Arm nicht mehr. Ich brauche einen Arzt, verdammt!«

»Bekommst du später. Zunächst bleibst du hier.« Nach diesen Worten verließen die beiden Männer den Gastraum.

***

Immer wieder klatschte etwas Nasses, Weiches von verschiedenen Seiten her in das Gesicht des bewußtlosen Jungen. Was sich wie ein feuchter Lappen anfühlte, war keiner, sondern die Zunge des Hundes, der mit aller Macht versuchte, seinen neuen Freund aus diesem Zustand hervorzuholen.

Das Tier ahnte die Gefahr, die noch nicht vorüber war. Es hatte

nichts gesehen, aber es wußte Bescheid, und es gab mit seinen Bemühungen nicht auf, wobei es zudem mit einer Pfote gegen die Brust des Daliegenden klopfte, als könnte es ihn aus seinem Zustand hervorholen.

Gordy bewegte sich.

Zuerst war es nur der Kopf, dann zuckte sein rechtes Bein, als er es anwinkelte. Schließlich öffnete er die Augen, ohne viel sehen zu können. Es lag nicht nur an der Dunkelheit, sondern auch an der Zunge, die über seine Augen hinwegwischte.

Nur allmählich tauchte er aus seinem tiefen Tal hervor und erreichte die Oberfläche. Er öffnete die Augen. Da spürte er bereits die Zähne des Hundes in seiner Kleidung, denn Eden wollte den Jungen aus der Gefahrenzone ziehen.

Und Gordy begriff!

Er handelte instinktiv. Um, auf die Füße zu kommen, fühlte er sich noch zu schwach, aber er kroch auf allen vieren durch den kalten Garten, unterstützt durch Eden, der seine Zähne in seine Kleidung geschlagen hatte und mithalf, den Jungen aus der Gefahrenzone zu zerren.

Die Büsche waren nah, aber trotzdem so weit weg. Irgendwann brachen beide hindurch. Sie hatten es geschafft, Eden ließ seinen zweibeinigen Freund los.

Gordy fiel auf den Bauch, weil seine Arme in Höhe der Ellenbogen einbrachen.

Eden knurrte.

Es war eine Warnung, und sie wurde auch von Gordy verstanden. Allein deshalb, weil er hinter sich Stimmen hörte. Nicht laut, aber es waren die Stimmen der Fremden, die ihn suchten, und es blitzten auch die ersten Lichtstrahlen auf.

Gordy wuchtete sich hoch. Er brach wieder zusammen, fiel aber nach rechts, und dort stand der große Hund. Quer landete Gordy auf dessen Rücken.

Eden war damit zufrieden. Er trottete davon.

Die Stimmen wurden leiser und verloren sich schließlich ganz…

***

Ein Morgen im Winter!

Naß, kalt, unfreundlich, mit Temperaturen um den Gefrierpunkt, wo sich der Himmel nicht entscheiden konnte, ob er nun Schnee oder Regen schicken sollte. Ein Morgen fürs Büro, ein Morgen, an dem man sich sogar in einer Fabrik wohl fühlen konnte, doch wir gehörten weder zu denen, die ins Büro fuhren oder in der Fabrik arbeiteten, wir waren unterwegs, um die Kollegen der Metropolitan Police zu besuchen, und der Rover, den ich lenkte, war wieder der alte Wagen.

Man hatte ihn mittlerweile aus dem Norden zurückgebracht.

Mein Trip nach Frankreich lag auch hinter mir. Ich hatte die Dinge dort gerichtet, und der junge Templer Marco Anderre, der seine Schwester verloren hatte, befand sich bereits auf dem Weg in die Templer-Hochburg Alet-les-Bains, wo er Ruhe und Unterschlupf bei Abbé Bloch finden würde.

Kein Stau ohne uns. Da waren wir uns einig, und wir steckten an diesem Morgen einige Male fest.

Trotz allem war es an diesem Tag sinnvoller, mit dem Wagen zu fahren, denn weder Suko noch ich wußten, wo uns der Weg noch hinführen würde.

Wir wußten nicht mal genau, was uns bei den Kollegen in den blauen Uniformen erwartete. Sir James hatte uns losgeschickt, weil ihm beim Durchlesen eines Protokolls etwas aufgefallen war. Wir sollten uns mit einem Mann namens Julio Gomez unterhalten, der Zeuge eines Verbrechens geworden war.

Wir hatten unseren Chef auch nach Einzelheiten gefragt, mit denen er allerdings nicht herausrückte.

Es wäre alles zu vage gewesen, hatte er uns erklärt und dabei ungewöhnlich gelächelt.

Nun ja, wir würden sehen.

Suko gähnte neben mir und rieb seine Augen. »Dabei habe ich so gut geschlafen«, sagte er.

»Das ist die Wintermüdigkeit«, erklärte ich. »Sie wird nahtlos in die des Frühjahrs übergehen.«

»Und dann in den Sommer münden.«

»Richtig. Wo sie nur auf den Herbst wartet, um…«

»Hör auf, John, sonst krieg ich noch nen Affen!«

Den konnten wir auch bald bekommen, denn wir mußten noch eine Umleitung fahren, weil ein Wasserrohrbruch einen großen See gebildet hatte, und die Feuerwehr dabei war, etwas zu reparieren.

Ich wollte mich aber nicht beschweren, wenn ich an die Menschen dachte, die in den Niederlanden, Belgien, Frankreich und Deutschland mit dem Hochwasser zu kämpfen hatten. Da waren Flüsse zu Seen geworden und besonders in den Niederlanden hatte man gesehen, daß die Menschen dort nur Gäste waren. Das Wasser konnte immer wieder kommen und sie vertreiben.

»Sollen wir raten, was auf uns zukommt?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern.

»Hat er bewußt mit Informationen hinter dem Berg gehalten, unser guter Sir James?«

»Wie kommst du darauf?«

Suko trommelte gegen das Handschuhfach. »Weiß ich auch nicht. Ich habe es im Gefühl.«

»Wenn er tatsächlich mehr weiß, als er zugegeben hat, wäre das nicht gut.«

»Kennst du Sir James' Gedankenwege, John?«

»Nein.«

»Er ist ein Mann mit Überraschungen.«

»Das befürchte ich auch.«

Durch den Umweg hatten wir gut eine Viertelstunde verloren und waren froh, den Bau zu sehen, in dem wir den Zeugen finden würden. Die Metropolitan Police, zuständig für Bezirke außerhalb der City of London, hatte auch im Yard Building eine Filiale, aber wir mußten woanders hin, mehr in den Norden, etwa in der Höhe von Paddingston. Dort gab es einen Bau, in dem Untersuchungshäftlinge einsaßen und auch Zeugen bewacht wurden.

Man hatte ihn erst vor kurzem übernommen. Er war renoviert worden und bot jetzt einen sicheren Schutz.

Wir erreichten ihn endlich, fuhren auf einen düsteren Hof, wo noch Platz für unseren Rover war.

Direkt vor einem Anbau. Die vergitterten Fenster gaben bekannt, wer sich hinter ihnen aufhielt.

Wir stiegen aus, standen schließlich an der Vorderseite des Backsteinbaus vor einer Tür und mußten erkennen, daß wir nicht den Schlüssel besaßen. In diesem Fall eine Chipkarte, die ein Betreten ermöglicht hätte. Nebenbei gab es noch die Möglichkeit zu klingeln. Natürlich war eine TV-Überwachung vorhanden, und wir waren wohl auf einem Bildschirm zu sehen. Man erkannte uns, denn uns wurde die Tür geöffnet.

»Ist doch nett«, sagte Suko und trat als erster ein.

Wir hatten eigentlich damit gerechnet, in die Hektik eines Polizeireviers zu gelangen, davon stimmte nichts, denn es war wirklich sehr ruhig, vergleichbar mit einer Amtsstube in irgendeinem Ministerium, wo die Akten von einem Büro zum anderen geschoben wurden. Auch die Anmeldung fiel weg, dafür schauten wir hinein in ein großes Büro, das von moderner Technik beherrscht wurde.

Die Computer standen sich in allen möglichen Winkeln gegenüber, als wollten sie sich gegenseitig anglotzen. Einige Kollegen saßen davor, schauten auf die Monitore oder tippten irgend etwas ein.

Die dabei entstehenden Klackergeräusche mochte ich nicht. Sie gingen mir auf die Nerven. Ein schneidiger Mann in blauer Uniform kam auf uns zu. Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Prinz Charles, aber nicht den traurigen Blick des Thronfolgers.

»Mr. Sinclair - Suko. Sie haben wir schon erwartet«, sagte der Mann und stellte sich als Captain Miller vor.

»Ach«, sagte ich.

»Was haben Sie?«

»Wirklich Miller?«
»Ja. Es ist kein Pseudonym.« Er lachte. »Aber so wie sie geschaut haben, blickten auch andere schon.«
»Kann ich mir denken. Wissen Sie, um was es geht?«
»In etwa, Sie nicht?«
»Man hat uns kaum eingeweiht«, erklärte Suko. »Sollte wohl eine Überraschung werden.«
»Wenn das so ist, dann kommen Sie bitte. Ich werde Ihnen Mr. Gomez vorstellen. Aber bekommen Sie keinen Schreck.«
»Warum nicht?«
»Er gehört zu den Tramps.«
»Übernachtet er im Freien?«
»Nicht nur. Seine Ansichten sind sehr locker. Er sieht sich als europäischen Bürger.«
»Ist doch nicht schlecht«, meinte Suko.
»Mein Fall wäre es nicht«, gab Miller zu. Er hatte es jedenfalls geschafft, uns neugierig zu machen, und wir wurden von ihm persönlich durch einen Ziegelsteinmauergang geführt, an dessen linker Seite sich die Zellen befanden.
Einige Türen waren verschlossen, andere standen offen. Es roch nach Kaffee. Radiomusik vermischte sich mit den Klängen aus den Lautsprechern der Fernseher, und in der letzten Zelle, deren Tür ebenfalls nicht geschlossen war, fanden wir Julio Gomez auf einem Bett liegend, aber nicht schlafend.
Er drehte sich um, als wir eintraten, blinzelte, stöhnte und seufzte zugleich, bevor er sich aufrichtete.
Seine Kleidung und einen Seesack hatte er etwas abseits hingelegt. Er trug nur seine lange, graue Unterhose und dazu ein olivgrünes Unterhemd.
Es richtete sich ein Mann mit schwarzen Haaren und grauem Bart auf. Er wischte über seine Augen, reckte sich und machte die Beine lang. »Hoher Besuch?«
»Kaum«, sagte ich, bevor ich Suko und mich vorstellte.
»Schön, daß ihr hier seid. Stühle habe ich leider nicht genug.«
»Wir können auch stehen.«
»Kann aber länger dauern.«
»Macht nichts, wir haben lange genug gesessen.«
Gomez nickte, fuhr durch sein struppiges Haar und fragte dann: »Was wollen Sie wissen?«
»Alles.«
Er grinste mich an. »Ich frage mal anders herum. Was wißt ihr denn schon?« Er sprach mit einem harten Akzent und suchte nach Worten.
»Zu wenig«, antwortete Suko, »und wenn wir ehrlich sind, dann wissen wir nichts.«

»Ist auch nicht schlecht.«
»Wie man's nimmt.«
»Haben Sie keinen Schluck für mich?« wandte sich der Tramp an Captain Miller.
»Ja, aber keinen Alkohol.«
»Dann trinke ich auch Gänsewein.«
»Bitte?« fragte ich.
Gomez lachte und winkte ab. »Gänsewein - Wasser brrrr…« Er schüttelte sich. »Wer trinkt schon gern das Zeug, in dem sich die Fische vermehren.«
Unser Lachen hallte durch den Raum. Wir mußten zugeben, daß Gomez ein lustiger Typ war, der erst redete, als er seine Flasche Mineralwasser bekommen hatte.
Wir erfuhren so einiges über sein Schicksal, unterbrachen ihn auch nicht, weil das irgendwie dazugehörte.
Dann kam er langsam zum Kern des Problems, er sprach von Susan, der Kellnerin, die ihm hin und wieder ein Zimmer zur Verfügung stellte, und berichtete über das, was er in der Nacht, sie lag schon etwas zurück, gesehen hatte. Drei Männer, zwei Morde, einen Jungen und ein Hund.
Wir stellten hin und wieder Zwischenfragen, wollten mehr aus ihm herauslocken, aber er kannte weder die Namen der Killer, noch die des männlichen Opfers. Nur Susan war ihm bekannt. Über ihren Tod redete er und weinte dabei.
Sie waren brutal, sie haben einfach geschossen, sie wollten keine Zeugen. Das waren Profis. »«
Ich wandte mich an Miller. »Kennen Sie den Namen des Opfers?«
»Mittlerweile schon«, gab er nickend zu. »Der Mann heißt Hubert Huxley, ein Profikiller.«
»Aha.«
»Dann war er wohl einigen Leuten im Wege oder hat inzwischen zuviel gewußt«, meinte Suko.
»Kann sein, weiß ich nicht genau, aber wir sind dabei, es herauszufinden. Da arbeiten mehrere Institutionen zusammen, weil wir einfach das Gefühl haben, vor einer großen Sache zu stehen.«
»Und jetzt mischen wir noch mit«, sagte ich.
»Richtig.«
Suko räusperte sich. »Sie wissen, Mr. Miller, womit wir uns beschäftigen. Bisher ist mir noch nicht klargeworden, was uns dieser eigentlich normale Tathergang angeht. So schlimm und tragisch er auch ist. Sie verstehen mich richtig?«
»Da müssen Sie Gomez fragen. Ich denke, er hat noch nicht alles erzählt, oder?«
Der Tramp trank aus der Flasche und schabte über seine Stirn. Er

benutzte dazu den Daumennagel.

Erst als er die Flasche leer neben sich gestellt hatte, gab er eine Antwort, zweimal von heftigen Rülpsern unterbrochen. »Genau, da fehlt noch was.«

»Und?«

Er schaute Suko an. »So schlimm die Morde auch waren, ich habe da noch etwas gesehen, und dabei spielen der Hund und dieser Junge, ein Kind noch, die Hauptrollen.«

»Bitte!« forderte ich ihn auf.

»Bevor ich Zeuge wurde, da hat es der Hund tatsächlich geschafft, mich zu diesem Jungen zu locken, der regungslos im Garten des Hotels lag. Zuerst habe ich gedacht, das Kind sei tot, aber das war es nicht. Es lebte und war nur bewußtlos. Man mußte es niedergeschlagen haben.« Er hob die Schultern. »Ich wußte ja auch nicht so recht, was ich machen sollte. Ich habe mir den Jungen genau angesehen, und vielleicht habe ich das Glück gehabt, das sehen zu können, weil es dunkel war oder so ähnlich.« Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich bin mal wieder durcheinander. Die Erinnerung, wißt ihr?«

»Was genau haben Sie gesehen?« erkundigte sich Suko.

»Ich erinnere mich am besten an sein Gesicht und eine bestimmte Stelle darin.«

»An welche?«

Ich hatte den Eindruck, als wollte Gomez nicht so recht mit der Sprache heraus, denn er bewegte allmählich seine Hand nach oben und winkelte dabei den Zeigefinger an. Mit der Spitze tippte er dabei gegen eine bestimmte Stelle an seiner Stirn, genau oberhalb der Augen und auf der Mitte der Stirn.

»Da war etwas?«

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Und was?«

»Ein Auge!« flüsterte er.

Wir schwiegen. Ich hörte Sukos scharfen Atem. Mein Herz klopfte schneller, denn beide verfolgten wir wohl den gleichen Gedanken. Ein Auge auf der Stirn, das kannten wir, das hatten wir schon einige Male gehabt, da wußten wir Bescheid, falls sich unser Verdacht bestätigen sollte.

Julio Gomez gefiel unser Schweigen nicht. Er war etwas verlegen, was er durch sein Grinsen andeutete. Möglicherweise fühlte er sich auch durch Captain Millers scharfen Blick beeinträchtigt, jedenfalls fühlte er sich unwohl.

»Ein Auge?« wiederholte ich.

»Ihr glaubt mir nicht?«

»Beschreiben Sie es!« forderte Suko den Mann auf.

Gomez nickte. »Was soll ich dazu sagen? Auch wenn Sie mir nicht glauben wollen, aber das war kein Auge, das man auf die Stirn *gemalt* hat. Das Ding war *echt.*« Er grinste uns an. »Ja, es war so echt wie ein Auge. Es war in diese Stirn…« Er überlegte, weil ihm das Wort fehlte, deshalb sprang ich ihm bei.

»Integriert?«

»Genau. Es gehörte dazu.«

»Ein Teil des Gesichts?«

»Stimmt, Mr. Sinclair. Dieser Junge hatte ein drittes Auge. Sie können sich vorstellen, wie es in mir aussah. Ich bin fast durchgedreht.«

»Kann ich mir denken. Und was taten Sie noch?«

»Nun ja, ich ließ den Jungen zunächst allein, weil ich Hilfe holen wollte. Susan, Sie verstehen, und dann sah ich die schrecklichen Morde. Ich bin geflüchtet.«

»Ohne den Jungen?« fragte Suko.

Gomez senkte den Kopf. »Ja, ohne ihn. Ich weiß ja, ich muß, mich dafür schämen, aber es ist nun mal so. In diesem Fall saß mir die Furcht im Nacken…«

Ich wandte mich an den Captain. »Ist der Junge denn inzwischen gefunden worden?«

»Nein.«

»Der Hund auch nicht?«

»So ist es.«

»Dann wissen Sie nicht, ob er überlebt hat oder ob man ihn vielleicht, nun ja…«

»Ich denke, er hat es geschafft.«

»Gut, bleiben wir dabei. Wie sieht es mit dem Hund aus? Kann man ihn einer Rasse zuordnen?«

»Da müssen Sie Gomez fragen.«

Der Tramp winkte mit beiden Händen heftig ab. »Nein, das glaube ich nicht. Ich habe auf meinen Reisen viele Hunde gesehen. Zwar bin ich kein Fachmann, aber ich kann wohl einen reinrassigen Hund von einem Mischling unterscheiden. Und der Hund war ein Mischling. Ein Riesenkalb, kann ich Ihnen sagen. Da war sogar was von einem Rottweiler mit dabei.«

»Und der Hund hat Ihnen nichts getan?«

»Er wollte ja was von mir.«

»Und wie war das mit dem Auge?« wollte Suko wissen.

Der Tramp starrte ihn an. »Ja! Ja!« sagte er nach einer Weile, »das ist das Problem. Ich bin auch nicht damit zurechtgekommen, aber es war echt, das müssen Sie mir glauben.«

Suko lächelte breit. »Sie werden lachen, Mr. Gomez, wir glauben Ihnen sogar.«

»Ehrlich?«
»Ja.«
»Warum?«
»Das ist eigentlich unser Problem. Bleiben wir mal bei dem, was Sie erlebt haben. Können Sie den Jungen beschreiben und vielleicht auch die Killer, die Sie durch das Fenster gesehen haben?«
»Das ist schon geschehen«, meldete sich Captain Miller. »Wir haben Zeichnungen anfertigen lassen.«
»Gut«, sagte ich. »Sind diese Zeichnungen greifbar?«
»Sie liegen in meinem Büro.«
»Einen Erfolg…«
Er unterbrach mich. »Nein, leider nicht, obwohl eine stille Fahndung nach den drei Männern läuft.«
»Natürlich auch nach dem Jungen«, fügte er hinzu. »Aber da ist noch etwas, das Sie wissen sollten. Julio hat vergessen, es zu berichten. Einer der Männer wurde wohl angeschossen, weil sich Huxley wehrte. Wir haben drei verschiedene Blutsorten gefunden. Das von Huxley, das von der getöteten Kellnerin und das Blut dieses angeschossenen Killers. Bisher hat es uns nicht weitergebracht. Ich gehe allerdings davon aus, daß es Mörder aus der Profiszene waren, bestellte Killer.«
»Wissen Sie denn mehr über Huxley?«
»So gut wie nichts.«
»Und das wenige?«
»Es war reiner Glücksfall. Ein Kollege hat sich an Huxley erinnert. Er kannte ihn noch aus der IRA-Szene, wo sich der Mann seine ersten blutigen Sporen geholt hat. Er ist dann ausgeschieden und untergetaucht, hat wohl als Einzelkämpfer weitergemacht.«
»Und muß auf den Jungen und den Hund getroffen sein«, sagte Suko.
Miller hob die Schultern. »Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, daß sich ein Mann wie Huxley mit einem Kind und dazu noch mit einem Hund abgibt.«
»Da haben Sie recht, aber manchmal bietet das Leben Überraschungen, mit denen wir nicht gerechnet haben. Für uns ist es wichtig, daß wir nicht nur den Jungen mit seinem Hund finden, sondern auch die drei Killer. Ich könnte mir vorstellen, daß der Junge versuchen wird, sich an den drei Männern zu rächen. Das heißt, er wird alles dransetzen, um sie zu bestrafen, sage ich mal.«
Miller blickte mich erstaunt an. »Wie? Ein Junge, der gegen drei Profimörder kämpft?«
»Ja.«
»Das geht doch nicht!«
»Sie haben etwas vergessen, Captain. Unterschätzen Sie das dritte Auge nicht. Es ist ein Zeichen, ein Erbe, ein Sigill. Mein Kollege und ich kennen die Hintergründe. Nehmen Sie es einfach als Tatsache hin,

auch wenn es Ihnen schwerfällt, daß es Menschen gibt, die tatsächlich ein drittes Auge haben. Es ist nur verschüttet.« Ich lächelte. »Akzeptieren Sie es einfach als eine Tatsache.«

Miller runzelte die Stirn. »Wenn ich ja nicht so viel von Ihnen gehört hätte, würde ich Sie jetzt als Scharlatane bezeichnen, so aber halte ich mich zurück.«

»Danke«, sagte ich lächelnd.

Suko tippte dem Captain auf die Schulter. »Und jetzt wäre es nett, wenn Sie uns die Zeichnungen zeigen könnten. Vielleicht kommt uns der eine oder andere bekannt vor.«

»Da müßten wir in mein Büro gehen.«

»Kein Problem.«

»Ich bleibe aber hier«, sagte Gomez.

»Können Sie.«

Wir folgten Miller und gingen den Gang wieder zurück. Der Captain schaute zu Boden. Dabei knetete er sein Kinn. »Der Fall ist mir mehr als rätselhaft, muß ich gestehen. Ich bin doch überfragt, nicht was die Morde und die Killer angeht, so etwas erleben wir immer wieder. Mich machte nur die Rolle des Jungen und des Hundes stutzig. Ich bekomme es nicht so sehr in die Reihe.«

»Wir auch noch nicht, keine Sorge.«

»Dann bin ich beruhigt.«

Das Büro des Captains war nüchtern eingerichtet. Natürlich stand auch an seinem Schreibtisch ein Computer, doch auf der Platte lagen die Werke des Zeichners, und sie wirkten im Vergleich mit der modernen Elektronik regelrecht antiquiert.

Vier Zeichnungen - drei Männergesichter und das Gesicht des Jungen. Die Blätter lagen nebeneinander auf dem Schreibtisch.

Die Gesichter der Männer sagten uns nichts. Ich schüttelte den Kopf. Suko hob die Schultern. Gemeinsam betrachteten wir das Gesicht des Jungen.

Es war ein offenes Gesicht, und wir wußten nicht, ob es dunkel oder blond war, das ging aus der Zeichnung nicht hervor. Aber Gomez hatte erwähnt, daß er blonde Haare hatte. Wir konzentrierten uns auf die Stirn, die glatt aussah, obwohl der Zeichner das Auge angedeutet hatte.

»Das ist er«, sagte Suko.

»Was?«

»Ein Psychonaut.«

Miller räusperte sich. »Wie bitte?«

»Er ist ein Psychonaut.«

»Kenne ich nicht.«

»Ist auch gut so.«

»Was sagen Sie denn zu diesem Gesicht? Kommt es Ihnen unter

Umständen bekannt vor?«

Suko und ich schüttelten gemeinsam unsere Köpfe und hörten die enttäuscht klingende Antwort des Captains. »Das habe ich mir beinahe gedacht. Schade.«

Ich beruhigte ihn. »Keine Sorge, Captain, der Fall ist nicht beendet. Wir sehen auch keinen Grund, aufzugeben, wenn Sie verstehen. Wir bleiben am Ball, denn wir haben ein sehr großes Interesse daran, diesen Jungen zu finden.«

»Ist er gefährlich?«

»Er kann gefährlich werden.«

»Den drei Killern.«

»Auch.«

»Und wem noch?«

»Das wissen wir nicht«, erwiderte ich. »Daß er existiert und sich vielleicht unbewußt geoutet hat, ist ein Phänomen und ein Problem zugleich. Es muß für ihn ein Motiv geben, daß er sich hier in der Nähe von London bewegt, wobei ich nicht damit sagen will, daß er sich unbedingt diese Stadt ausgesucht hat, aber es liegt schon auf der Hand, hier nach ihm zu suchen.«

»Das wird schwierig werden.«

»Stimmt.«

»Wenn wir wenigstens seinen Namen wüßten«, sagte Suko. »Eingetragen in das Anmeldebuch haben sich wohl beide nicht. Oder wollten der Junge und der Killer in dem kleinen Hotel übernachten?«

»Keine Ahnung. Es ist durchaus möglich, daß sie nur etwas essen oder trinken wollten. Zerbrochene Gläser haben wir gefunden. Der Mann hat Bier, der Junge Limonade getrunken. Das ist alles aus den verbleibenden Spuren hervorgegangen, aber wohin sich die Akteure zurückgezogen haben, steht in den Sternen, und die vom Himmel zu holen, ist mehr als schwer.«

»Da haben Sie recht.«

»Was bleibt uns, Mr. Sinclair?«

»Die Fahndung.«

Der Captain lächelte kantig. »Genau. Aber die drei Killer werden schlau genug sein, um sich ihr entziehen zu können.«

»Auch der angeschossene?« fragte Suko.

»Bestimmt.«

»Er muß einen Arzt aufsuchen. In einem Krankenhaus kann er sich mit der Verletzung nicht blicken lassen, denn alle Ärzte sind angewiesen, so etwas zu melden.«

»Daran habe ich auch gedacht, Suko. Aber wer sein Geld wie diese Killer verdient, der hat auch für bestimmte Rückendeckungen gesorgt und wird Ärzte kennen, die Schußwunden behandeln, ohne groß danach zu fragen, woher sie stammen. Wichtig ist, daß das Honorar

stimmt.«

Mein Freund gab nicht auf. Er wandte sich an den Captain. »Sind Ihnen die Namen einiger Ärzte bekannt?«

Miller druckste herum. »Ja und nein. Man kann ihnen nichts beweisen, aber es gibt schon welche, die auf einer Liste stehen.« Er fuhr unter seiner knochigen Nase entlang. »Sie würden nie zugeben, einen Angeschossenen behandelt zu haben.«

»Man könnte Druck machen.«

»Wie stellen Sie sich das vor, Suko?«

»Den Ärzten erklären, daß es hier um ein verdammt hartes Verbrechen geht. Vielleicht werden sie dann weich. Man könnte sich auch kompromißbereit zeigen und erklären, daß sie etwas guthaben.«

Miller runzelte die Stirn. »Wenn das so einfach wäre.«

»Ist es bestimmt nicht, aber haben Sie eine bessere Spur?«

»Nein.«

»Dann sollten wir es versuchen. Wie viele Namen der entsprechenden Ärzte sind Ihnen bekannt?«

»Zwei«, murmelte Miller. »Nein!« korrigierte er sich noch in derselben Sekunde. »Drei.«

»Gut. Da können wir bei einem Glück haben.«

»Wollen Sie das übernehmen?«

Wir waren angesprochen und schüttelten die Köpfe. Suko erklärte auch den Grund für unser Verhalten. »Sie werden bei den Leuten bekannt sein, und wir beide möchten vorerst noch im Hintergrund bleiben.«

»Um dann als tolle Helden dazustehen?«

Ich winkte gelassen ab. »Da brauchen Sie sich wirklich keine Sorgen zu machen, Captain, die Killer überlassen wir, wenn möglich, gern Ihnen. Uns geht es einzig und allein um das Kind, den Jungen, und um seinen großen Hund.«

Der Captain starrte auf das Bild der Queen. Es war schon etwas älter. Das Glas hatte Staub angesetzt. »All right, ich bin zwar nicht überzeugt, aber ich werde mein Möglichstes tun.«

»Und wir werden warten«, erklärte ich lächelnd.

»Hier?«

»Ja.«

Miller schnaufte. »Mir bleibt auch nichts erspart«, murmelte er. Ob er es ernst gemeint hatte, wußten wir beide nicht…

***

Gordy war in der Stadt!

Der Moloch London hatte ihn geschluckt, und er hatte es tatsächlich geschafft, ungesehen hinzugelangen, denn er war, obwohl noch viel zu jung, mit dem Volvo des Killers gefahren. Es war leicht für ihn. Mit

der Automatik konnte auch ein Kind umgehen. So war er den Rest der Nacht durchgefahren und hatte sich bei Anbruch der Dämmerung ein Versteck gesucht.

Gemütlich war es nicht. Das Versteck lag nahe an einer Eisenbahnbrücke. Es war ein kleines, schon seit langem verlassenes Wärterhaus, dicht unter einem Bahndamm, wo sich Mensch und Hund verkrochen hatten. An der gegenüberliegenden Seite malten sich wie starre Schatten die Fassaden alter Häuser ab, und zwischen ihnen und dem Bahndamm führte eine Straße entlang.

Gordy war müde. Er war erschöpft. Er hatte Kopfschmerzen. Es war seelisch durcheinander, er wollte etwas trinken und essen, aber er wollte auch schlafen.

Das war wichtig und hatte Vorrang.

Im Haus war es eng. Es roch sogar nach Fäkalien. Die Wände zeigten Risse, durch die der Wind blies. In einer Ecke lag ein Lumpenhaufen, der von Gordy übersehen wurde. Lieber setzte er sich auf den kalten Boden und holte sich die Wärme von Eden.

Der große Hund hatte sich neben den Jungen gehockt. Er preßte seinen Körper gegen den des Menschen. Den mächtigen Kopf hielt er gesenkt und hatte ihn zugleich im Schoß seines neuen Besitzers vergraben. Gordy streichelte ihn automatisch. Seine Augen wurden dabei schwer. Er wußte, daß er bald einschlafen würde, aber trotz der Müdigkeit wollte, ihn dieser Schlaf nicht überfallen.

Innerlich war er zu aufgeregt. Er glaubte, keine Psyche mehr zu haben, denn sie war durch die immer gleichen Bilder abgelöst worden, die durch seinen Kopf huschten.

Erinnerungen…

Drei Männer, die ihn niedergeschlagen hatten. Er war von ihnen geblendet und bewußtlos geschlagen worden. Er hatte auch nicht gesehen, was dort abgelaufen war, aber er wußte instinktiv, daß er dem Tod nur knapp entwischt war.

Leider nicht die Frau und sein Begleiter Huxley.

Gordy war später noch einmal zurückgekehrt, nachdem die Killer verschwunden waren. Da hatte er dann das gesamte Ausmaß des Grauens mit den eigenen Augen gesehen und war völlig fassungslos gewesen.

Tot, Huxley war tot.

Die Frau war tot.

Ihm hatte sie noch etwas zu essen gegeben, die letzte Tat in ihrem Leben.

»Alle tot«, murmelte er und strich über seine Stirn. Dort, wo sich hin und wieder sein Auge abzeichnete, kam seine Hand zur Ruhe, als wollte sie dort etwas abtasten.

Gordy spürte den Druck, er spürte auch die leichten Schmerzen, die

sich an der Stelle konzentrierten, wo sich des öfteren sein drittes Auge zeigte.

Gordy wußte sehr genau, daß er etwas Besonderes war. Ein Mensch mit einem dritten Auge, aber er kam damit noch nicht zurecht. Er konnte seine Kräfte nicht richtig einteilen und auch nicht richtig einsetzen. Irgend etwas fehlte ihm noch.

Er würde es erlangen, später, sehr viel später. Und er würde nie mehr zurück in das Heim müssen, aus dem er ausgebrochen war. Das war für ihn der Horror gewesen. Er hatte dort keine Erziehung genossen, sondern etwas anderes, etwas Grauenvolles. Es war für ihn schlimm gewesen. Man hatte ihn fertiggemacht, man hatte ihn in seiner Entwicklung gestört. Er war weder von den Gleichaltrigen noch von den Erziehern akzeptiert worden. Niemand hatte seine Wünsche und Träume begriffen, und es war ihm nur die Möglichkeit zur Flucht geblieben.

Sie würden ihn suchen, das taten sie immer, wenn jemand abgehauen war. Aber einen Erfolg würden sie nicht erreichen, das stand für Gordy fest. Er war schließlich nicht allein, es gab jetzt ein Wesen, auf das er zählen konnte.

Eden!

Ein herrlicher Hund, ein Freund, ein Helfer, ein Lebensretter. Wäre er nicht gewesen, hätten ihn die drei Killer sicherlich gefunden und auch getötet.

Sie mußten einfach davon ausgehen, daß Gordy zu einem Zeugen geworden war. Trotz der Blendung durch das Licht der drei Taschenlampen hatte er etwas erkennen können. Er wußte, daß es drei Typen gewesen waren, und trotz der Dunkelheit hatte er sie gesehen.

Nicht durch seine normalen Augen, sondern durch sein drittes. Es wirkte manchmal wie ein Speicher, und die Einzelheiten waren ihm im Gedächtnis haften geblieben.

Er wußte, wie sie aussahen. Er mußte sie finden!

Huxley, sein Ersatzvater, war sicherlich kein Heiliger gewesen, eher ein Killer, so genau wußte der Junge das nicht, dessen Gedanken mehr denen und eines Erwachsenen glichen, aber Hubert hatte sich ihm gegenüber großzügig und auch väterlich gezeigt, und Gordy war kein Mensch, der den Tod des Mannes so einfach hinnehmen wollte. Er würde die drei Mörder finden. Oder sie fanden ihn.

Vor einem Zusammentreffen fürchtete er sich nicht, denn Eden würde ihm ebenfalls zur Seite stehen.

Der neue Tag war längst angebrochen. Die ersten Züge fuhren in seiner Nähe vorbei. Der Junge schlief trotz des Krachs ein,, denn er brauchte Kraft, viel Kraft sogar, um die folgenden Tage überstehen zu können…

***

Suko und ich waren wieder zu Gomez in die Zelle gegangen. Wir fanden den Tramp normal abgezogen auf dem Bett liegend. Er blinzelte uns an, als wir eintraten. »Kennt ihr eigentlich den Film ›Im Kittchen ist kein Zimmer frei?‹«

Ich bejahte.

»So wie Jean Gabin fühle ich mich auch. Mir geht es hier gut. Ich überlege, was ich anstellen muß, um für die nächsten Wochen hier leben zu können.«

»Wenn Sie etwas anstellen, kann das ins Auge gehen. Dann wird man Sie in eine richtige Zelle stecken.«

Gomez richtete sich auf. »Das befürchte ich leider auch, und deshalb werde ich es nicht tun.«

»Ist auch besser so.«

Er streckte die Arme aus, ballte die Hände zu Fäusten und schmatzte dabei. »Ich habe Durst, aber nicht auf Wasser. Gibt es hier kein Bier?«

»Weiß ich nicht«, sagte Suko.

»Schade.«

»Sie können sich ja später richtig einen auf die Lampe gießen. Andere Dinge sind jetzt wichtiger.«

Gomez gab die Antwort nickend. »Ich weiß, die drei Killer. - Sie müssen gefangen werden, sonst bin ich meines Lebens nicht mehr sicher.«

»Das kommt ungefähr hin.«

»Und was ist mit dem Jungen?«

»Das ist unser Problem«, erwiderte Suko.

Julio tippte gegen seine Stirn. »Ihr glaubt mir noch immer, daß ich ein drittes Augen gesehen habe?«

»Ja, denn der Junge ist nicht der einzige. Es gibt mehr Menschen mit einem dritten Auge.«

»Woher kommt das?«

Suko winkte ab. »Das ist eine ziemlich lange und auch recht komplizierte Geschichte. Ich meine, daß es besser ist, wenn Sie diese nicht kennen. Die Tatsachen nicht einfach zu akzeptieren, sage ich mal. Ist das okay?«

»Muß ja.«

»Gut so.«

»Und den Namen kennen Sie nicht? Sie wissen nicht, wie der Junge heißt?«

Julio mußte lachen. »Wie sollte ich? Ich habe nicht mit ihm gesprochen. Nein, ich weiß nicht, wie der Junge heißt. Ich habe nur ihn und seinen Hund gesehen. Das ist alles, und es ist verdammt nicht viel.«

»Aber es steht fest, daß einer der Killer von einer Kugel aus Huxleys

Waffe getroffen wurde?«

»Das steht zweifelsfrei fest. Der Typ hatte eine Strickmütze auf dem Kopf. Sein Gesicht war noch jung, aber schon verschlagen. Ich weiß nicht, ob das in der Zeichnung so durchgekommen ist. Für mich sah er aus wie jemand, der seine eigene Großmutter auf den Scheiterhaufen stellt, sollte es ihm denn Vorteile bringen.« Julio schüttelte sich. »Furchtbar.«

Ich hatte mich an der Unterhaltung nicht beteiligt, sondern hing den eigenen Gedanken nach, die sich natürlich um den Jungen mit dem dritten Auge drehten.

Wer war er?

Gut, ein Psychonaut. Aber wo kam er her? Weshalb irrte dieses Kind allein durch London? Hatte es Eltern gehabt, oder war es als Waise aufgewachsen? Wenn ja, wo?

Ich runzelte die Stirn. Da kamen eigentlich nur die entsprechenden Heime in Frage. Es war durchaus möglich, daß er in einem Waisenhaus gelebt hat, denn hätte er Eltern gehabt, hätten die auf ihn geachtet, gerade weil er ein Psychonauten-Kind und mit dem Flair des Besonderen behaftet war. Da konnte man ihn nicht so einfach allein lassen.

Eltern oder Heim?

Wenn ich mir alles genauer überlegte, dann tendierte ich eher zum Heim hin. Und ich dachte auch sofort weiter. Es gab natürlich einige Heime in London und Umgebung. Wir würden viel telefonieren oder sie aufsuchen müssen. Da kam eines zum anderen. Jedenfalls war ich froh, daß ich durch meine Überlegungen eine zweite Spur entdeckt hatte. Sie wollte ich auf keinen Fall aus den Augen lassen.

Auf dem Gang hörte ich Tritte. Wenig später tauchte Captain Miller in der Zelle auf.

»Haben Sie für mich einen Schluck mitgebracht, Captain?« hörte ich Gomez fragen.

»Unsinn!« Miller trat ein. In der Hand hielt er einen Zettel, und sein Mund zeigte ein Lächeln. »Ich denke, wir haben diesmal Glück gehabt«, sagte er.

»Sie haben den Arzt?« Ich war überrascht.

Captain Miller räusperte sich. »Hätten Sie mir gar nicht zugetraut, wie?«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Ich auch nicht.« Er nickte. »Ja, ich habe ihn. Es war der vierte auf meiner Liste, denn mir ist noch jemand eingefallen. Den Fall habe ich selbst nicht bearbeitet, aber ein Freund hat sich darum gekümmert. Es ging da um Schwarzgeld und auch um einen Kunstfehler. Jedenfalls hat man dem Arzt die Approbation entzogen.«

»Und sie konnten ihn unter Druck setzen?«

»Natürlich. Er hätte seine Wohnung wechseln sollen, aber die Menschen sind manchmal faul. Vielleicht waren ihm auch andere Mieten zu hoch, wer weiß. Jedenfalls habe ich die Anschrift, ich habe seine Telefonnummer, und ich habe ihn auch angerufen und ihm erklärt, daß es besser für ihn wäre, uns zu helfen, denn wir würden über ihn ein Dossier anlegen mit Plus- und Minuspunkten. Punkte auf seiner Habenseite könnten sich mal bezahlt machen.«

Auch Suko hörte gespannt zu, als ich fragte: »Er hat also den Verletzten behandelt?«

»Sogar an die Strickmütze hat er sich erinnert.«

»Fabelhaft. Auch an den Namen?«

Miller grinste schief. »Natürlich nicht. Außerdem wurden keine Namen genannt.«

»Wie heißt denn der Arzt?« fragte Suko.

»Wilson. Doktor Ben Wilson.«

»Schon notiert. Und die Adresse?«

»Er wohnt im südlichen Wembley, aber nicht am Stadion.«

»Das ist zu schaffen.«

»Meine ich auch.«

»War dieser Mann denn alleine bei ihm?«

Miller schüttelte den Kopf. »Seine beiden Kumpane begleiteten ihn. Wilson hat die Kugel herausgeholt, den Typen verbunden und ihn dann zusammen mit den anderen ziehen lassen.«

Ich wollte es nicht glauben. »Meine Güte, das ist ja nicht zu fassen. Jemand, der von einer Kugel getroffen worden ist, der muß doch nachbehandelt werden.« Ich sah Millers Lächeln und wußte, daß der Captain einen weiteren Trumpf im Ärmel hatte. »Los, raus damit!«

»Sie können sich einen Besuch bei Wilson sparen. Fahren Sie nach Wollwich im Hafengebiet. Dort hat sich ihr Mann in einer Pension einquartiert. Sie heißt ›Baracke‹.«

»Wie sinnig.«

»Ihnen geht es um den Jungen, nicht?«

»Auch, warum?«

»Ich würde gern mit Ihnen fahren und zudem noch einige meiner Männer mitnehmen, aber ich weiß, welche Direktiven ich bekommen habe, und ich kenne auch Ihre Kompetenzen. Ihr Chef, Sir James, hat meinen eingeweiht. Ich soll Ihnen frei Hand lassen und mich nicht einmischen. Ich habe es akzeptiert.«

»Danke, Captain.«

»Was soll man sonst machen? Aber die Fahndung habe ich bestehen lassen. Auch die nach dem Jungen und seinem Hund. Da kann London noch so bunt und wild sein, ein durch die Straßen laufender Junge mit einem großen Hund wird schon auffallen.«

»Wie ich Sie kenne, lassen Sie auch die Baracke beobachten - oder?«

»Jetzt schon.«

»Gut, mein Kollege und ich werden diesem Killer einen Besuch abstatten.«

»Den Sie hoffentlich dann auch verhaften werden.«

»Das versteht sich, Captain.« Ich lächelte. »Schließlich haben wir ja Julio Gomez als Zeugen zur Hand. Und er wird, davon gehe ich aus, bei seiner Aussage bleiben.«

Captain Miller reichte uns die Hand. »Viel Glück wünsche ich Ihnen.«

»Danke, das können wir - brauchen…«

***

London war für Gordy wie ein fremder, neuer und überhaupt nicht uninteressanter Planet. Die Stadt erinnerte ihn an ein gewaltiges Puzzle, aus vielen Einzelheiten zu einem Ganzen geformt, wobei die einzelnen Stücke - noch ihre Eigenständigkeit bewahrt hatten und es für den Fremden immer wieder etwas Neues zu entdecken gab.

Besonders für einen Jungen wie Gordy, der nicht mit geschlossenen Augen durch die Welt ging, sondern an allem Neuen Interesse zeigte, was sich ihm bot.

Und London gab ihm die Chance.

Er besaß zum Glück Geld. Hubert Huxley hatte es ihm gegeben, praktisch in einem Anfall von Mitleid oder Großzügigkeit, was Gordy aber nicht wußte. Wichtig allein waren die Scheine, die in seinen Taschen knisterten, und mit mehr als hundert Pfund kam er schon zurecht. Damit konnte er auch seinen Hund versorgen, der streng an seiner Seite blieb und den Jungen beschützte.

Es war auch nötig, denn Gordy bewegte sich durch heruntergekommene Gegenden, wo Touristen Mangelware waren.

Gordy fiel allein wegen seiner Thermo-Kleidung auf, die praktisch war und auch warm.

Gordy nahm auch die öffentlichen Toiletten in Anspruch, er duschte sich in den öffentlichen Bädern, er aß zwischendurch, versorgte auch seinen Hund mit Nahrung und spürte, daß gewisse Kräfte bei ihm zurückkehrten. Er merkte es daran, daß er sich immer besser erinnern konnte. Was sein Gehirn oder das dritte Auge gespeichert hatten, waren vor mehr als vierundzwanzig Stunden nur verschwommene Standbilder gewesen. Es hatte sich nun geändert. Er konnte klarer sehen, er sah wieder die Gesichter hinter den Lampen, und er sah sie allein durch die Kraft seines dritten Auges.

Männergesichter.

Kalt und unmenschlich. Mit Augen, in denen die Brutalität festgeschrieben stand.

Sie waren in London. Er würde sie finden, wenn er schnell genug war. Er würde eiskalt sein, er würde dann mit ihnen abrechnen, denn

Mitleid verdienten sie nicht.

Wenn er daran dachte, streichelte er seinen Hund, denn Eden war seine zweite Waffe. Die körperliche, die andere war rein geistiger Natur. Nur finden mußte er die drei Männer, wobei er davon überzeugt war, daß sie sich in London aufhielten.

Gordy wußte nicht, ob er sie spüren konnte. Ihre Ausstrahlung, ihren körperlichen Magnetismus. Es war möglich, vielleicht wäre es später kein Problem für ihn gewesen, doch er, der Junge, stand leider erst am Beginn des Lebens.

Er hatte Zeit.

Tage- und wochenlang.

Irgendwann würde er es packen, denn er wollte und konnte nicht vergessen.

Am dritten Tag nach dem Vorfall hatte er sich in London bereits eingelebt. Die Nächte verbrachte er in unterschiedlichsten Verstecken. Den Plan der U-Bahn zu lesen, gehörte mittlerweile zu seinen leichtesten Übungen.

Er wollte kreuz und quer durch London fahren und sich bewußt offen zeigen. Dabei konnte es ihm durchaus passieren, daß er dem einen oder anderen Killer über den Weg lief, denn er ging davon aus, daß diese auch nach ihm suchten.

Und nicht nur sie.

Möglicherweise hatte auch die Heimleiterin reagiert und die Polizei eingeschaltet, deshalb war er auch vor ihr auf der Hut.

Gegen Mittag trieb er sich zusammen mit Eden in Greenwich herum, dem berühmten Ort, in dem sich Theater, Museen und Kinos konzentrierten, wo sich auch viele Menschen aufhielten, die an der Kultur interessiert waren. Die südliche Seite der Themse hatte er bisher außer acht gelassen, aber er mußte sie kennen, um sich später auch dort zurechtfinden zu können.

Seinen Hunger stillte er in einem kleinen Restaurant, mehr einem Schnellimbiß, der zu einer großen amerikanischen Kette gehörte und sich auf Geflügel spezialisiert hatte.

Er kaufte gegrillte Chicken, nahm dazu eine rote Soße und noch eine Portion Pommes frites. Eden bekam nichts. Er hatte ihm zuvor bei einem Schlachter schon Fleisch gekauft und auch eine große Hundewurst mitgenommen, die in einer Anoraktasche steckte.

Gordy aß und fühlte sich etwas müde. Er hatte sich bewußt in eine Ecke des Restaurants gesetzt, wo er von dem großen Trubel verschont blieb. Eden lag neben ihm, auch er hatte es sich bequem gemacht, und Gordy aß mit langsamen Bewegungen seine Kartoffelstäbchen. Hin und wieder nahm er einen Schluck Limonade. Er schaute zwar nach vorn, aber die Umgebung rückte immer weiter von ihm fort, die Müdigkeit nahm Überhand, er sehnte sich nach einem Bett.

Es kam, wie es kommen mußte, Gordy schlief ein. Eden aber wachte. Der Hund hatte sich an den Trubel gewöhnt. Es machte ihm nichts, wenn die Gäste an den Nachbartischen ständig wechselten, und er muckte auch nicht auf, als er zwei Polizisten in Uniform sah, die hier ihre Mittagspause verbrachten.

Die beiden hatten sich gesetzt, ihr Tablett auf den Tisch gestellt, schauten sich um, und beide zuckten plötzlich zusammen, als sie den Hund sahen und den schlafenden Jungen am Tisch.

»Scheiße, das ist er!«

Der zweite Polizist schluckte, als könnte er es nicht glauben. Er machte einen langen Hals, nickte dann und sah, daß der Kollege bereits das Handy hervorgeholt hatte und eine bestimmte Nummer tippte.

Über diese Zahlenreihe war ein gewisser Captain Miller zu erreichen, der den Einsatz leitete.

Miller nahm selbst ab.

Eine halbe Minute später befand er sich bereits auf dem Weg. Die beiden Beamten waren zufrieden, widmeten sich wieder ihrer Mahlzeit und ließen ansonsten den Jungen und seinen Hund nicht aus den Augen…

***

Jetzt waren wir doch froh, den Rover mitgenommen zu haben, denn im Gebiet des Hafens waren die U-Bahnstationen nicht gerade großzügig verteilt. Einen Parkplatz fanden wir auf dem Gelände einer Spedition, nachdem wir einige freundliche Worte mit dem Leiter gewechselt hatten. Er war zwar nicht begeistert, lehnte aber auch nicht ab und versprach uns sogar, auf den Rover zu achten.

Über London war die Wolkendecke verschwunden. Wir hatten gar nicht darauf geachtet und wunderten uns plötzlich über den blauen Himmel, der nur mehr breite Streifenwolken zeigte, die aber auch immer dünner wurden.

Die Sonne schien, die Temperaturen stiegen. Sie bewegten sich in die Nähe einer zweistelligen Zahl, und Regen würde es an diesem Tag sicherlich nicht geben.

In diesem Wirrwarr wohnten Menschen, arbeiteten Menschen, fuhren Züge, gab es breite und weniger breite Straßen, gab es schmale Wege und auch Sackgassen.

Sich hier zurechtzufinden, war nicht einfach, denn viele Straßenschilder gab es nicht gerade. Aber die Sonne und die Bläue des Himmels schafften es auch in dieser Gegend, das triste Grau ein wenig zu vertreiben und die Gegend freundlicher zu machen.

Wo die Pension, die Absteige, die nur Baracke genannt wurde, lag, das wußten wir nicht. Deshalb erkundigten wir uns bei einem Trödler,

der auf einer Leiter stand und dabei war, seine Schaufensterscheibe zu putzen.

Der Mann schaute von oben auf unsere Köpfe. Er war ein Farbiger mit hellgrauen Haaren. »Was wollt ihr! In die Baracke?«

»Ja.«

Er schnüffelte. »Hier riecht es nach Bulle. Und Bullen gebe ich nur ungern Auskunft. Was wollt ihr?« Er stieg endlich die Leiter herunter.

»Nur wissen, wo wir die Baracke finden.«

»Nichts ist umsonst.«

Er bekam zwei Ein-Pfund-Noten, die er zerknitterte und in seiner Kitteltasche verschwinden ließ.

Dann erklärte er uns den Weg und machte uns klar, daß wir nur etwa zehn Minuten zu laufen hatten.

»Danke.«

»Sonst noch was?«

»Ja«, sagte Suko. »Das Ding heißt Baracke. Sieht es denn aus wie eine Baracke?«

Der Trödler lachte. »Darauf kannst du dich verlassen. Da haben früher mal Soldaten gehaust.«

»Wem gehört das Ding jetzt?«

»Ist von einem Privatmann gekauft worden. Der vermietet die Drecksbude an arme Schweine für relativ viel Geld. Ihr werdet es ja sehen, Freunde.« Damit war für ihn die Plauderstunde vorbei. Er stieg wieder auf seine Leiter.

Wir bewegten uns ebenfalls weiter. Um die Baracke zu erreichen, mußten wir über zwei Gleise klettern und an alten, beschmierten Brandmauern vorbeigehen. Schotter lag auf dem Böden und machte das Laufen mühsam.

Hier sah vieles verrostet aus. Hier war einiges stillgelegt worden, und nichts wies daraufhin, daß sich das in naher Zukunft ändern würde. Der Weg führte durch einen kurzen Tunnel, dessen Innenwände beschmiert waren. Drei ältere Stadtstreicher hockten um ein kleines Feuer und wärmten sich.

Der graue Rauch wurde vom Wind nur durch eine Tunnelöffnung geweht.

Wir passierten die Männer, stiegen an der anderen Seite wieder einen Weg hoch und hatten die toten Gleise hinter uns gelassen. Dafür schauten wir auf die Breitseite der Baracke.

Das mußte sie einfach sein, denn sie sah aus wie eine Kaserne. Graue Fassaden, aufgelockert durch zahlreiche Fenster, die alle gleich aussahen und auch mit den gleichen schmutzigen Scheiben versehen waren. Einen Eingang sahen wir nicht, deshalb gingen wir davon aus, daß wir an der Rückseite standen.

Wir schritten über den leeren Platz, der mit festgeklebten Steinen,

Abfall und Grasbüscheln übersät war. Wir mußten zahlreichen Flaschen ausweichen, auch noch heil gebliebenen, stiegen über Scherben hinweg und traten leere Dosen aus dem Weg. Uns kam es so vor, als hätten die Gäste der Pension ihre Flaschen und Dosen geradewegs aus den Fenstern nach draußen geworfen.

»Hier sieht es aus«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »London sollte sich schämen.«

»London ist pleite.«

»Ja, das erklärt vieles.«

An der Schmalseite der Baracke gingen wir entlang. Hier parkten zwei zerbeulte Autos. Ein Ford und ein Opel. Dazwischen stand ein Fahrrad ohne Räder. Rechts von uns wuchs die Wand eines alten Ziegelsteinbaus hoch. Darin wurde gearbeitet, denn wir hörten die klopfenden und hämmernden Laute der Maschinen.

An der Vorderseite der ungewöhnlichen Pension führte eine Straße entlang. Kopfsteinpflaster bedeckte sie.

Den Eingang sahen wir auch. Eine große, graue Tür, die nicht geschlossen war. Durch sie drang die schrille, keifende Stimme einer Frau ins Freie, die schon jetzt in unseren Ohren schmerzte. Und sie wurde noch lauter, als wir den kahlen Flur betraten, wo sie als Echo über die Wände schmetterte.

Die Frau telefonierte. Sie saß rechts von uns in einer kleinen Bude, dessen Fenster hochgeschoben war. Früher einmal mußte dort die Wache gewesen sein, aber schlimmer als dieses Weib mit den Zottelhaaren hätte auch der härteste Offizier nicht sein können.

Die Frau war unwahrscheinlich kräftig in den Hüften. Sie trug einen bunten Kittel und eine grüne Strickjacke, deren Wolle so eng anlag, daß die Fettpolster auf ihren Armen mehrere nebeneinanderliegende Hügel bildeten. Der Hörer des dunklen Telefons verschwand beinahe in ihrer rechten Hand.

»Neinnn!« schrie sie. »Neiinnn, du Miststück! Ich habe dir gesagt, daß so etwas nicht in Frage kommt. Du bleibst zu Hause und haust nicht mit diesem Rattenpack ab.«

Suko und ich schauten uns an. Wir grinsten beide. »Ob die mit ihrem Gatten spricht?« fragte mein Freund.

»Kann sein.«

»Nein, mit meinem Bruder!«

Die Frau hatte uns gehört und war dabei, sich auf ihrem breiten, quietschenden Drehstuhl umzuwenden. Wir sahen sie von vorn, und wir schauten dabei in ein rundes, überhaupt nicht häßliches Gesicht, das nur durch die starke Schminkschicht so häßlich gemacht worden war. Auch das kräftige Hellrot der Lippen paßte einfach nicht. Mir kam sie vor, als wollte sie zu einem Faschingsball gehen. Die Frau klopfte mit ihren Stummelfingern auf die nach innen gebaute

Fensterbank und warf uns aus ihren dunklen Augen scharfe Blicke zu.
»Was wollt ihr? Zimmer?«
»Möglich«, sagte ich.
»Ihr seht aber nicht so aus, als müßtet ihr euch mit diesen Wanzenbuden begnügen.«
Suko grinste sie an. »Wie sehen wir dann aus?«
»Mehr wie…« Sie überlegte einen Augenblick. »Ja, wie zwei Bullen, die sich verlaufen haben.«
»Verlaufen?«
»Klar, denn hier gibt es für Bullen nichts zu holen.«
»Meinen Sie?«
Die Frau nickte Suko zu. »Ja.«
»Da sind wir anderer Meinung. Außerdem wollten wir nichts holen, sondern nur mit jemandem sprechen.«
»Wie heißt der Herr denn? Oder ist es eine Dame?«
»Das bestimmt nicht, und den Namen des Herrn kennen wir leider nicht. Er ist uns unbekannt.«
»Hä?«
»Aber wir können ihn beschreiben.«
Die Frau lehnte sich zurück. »Da bin ich aber gespannt.«
»Unser Mann ist ein Fan von Strickmützen. Und er hat von einem Doktor Besuch bekommen.«
Sukos Lächeln nahm an Breite zu. »Na, schöne Frau, erinnern Sie sich?«
»Ein Weißkittel?«
»Ob der Arzt einen weißen Kittel getragen hat, wissen wir nicht. Aber er ist wohl hier gewesen.«
Suko bluffte, es war nicht sicher, aber er hatte die Frau nervös gemacht. »Ob es so gewesen ist, kann ich nicht sagen, aber ein Typ mit Strickmütze wohnt hier.«
»Wunderbar. Wo?«
»Letzte Tür rechts.«
»Hier unten?«
»Ja.«
»Danke sehr.« Suko brachte sein Gesicht dicht an die Fensteröffnung. »Und bitte, rufen Sie ihn nicht an, Gnädigste.«
Sie lachte. »Mann, Sie haben Humor. Glauben Sie im Ernst, daß die Wanzenbuden mit einem Telefon ausgerüstet sind?«
»Es hätte ja sein können.«
Sie winkte nur ab und ließ uns gehen.
Dieser Eingangsflur knickte unter anderem nach rechts hin ab. Da gab es dann die Treppe und den Gang, der in die Tiefe der Baracke hineinführte.
Die Soldaten, die hier einmal gehaust hatten, waren wirklich nicht zu

beneiden gewesen, wobei sich fragte, ob der Schmutz nicht erst nach ihrem Verschwinden Einzug gehalten hatte. An den Wänden klebte Ruß. Einige Künstler hatten darin ihre »Werke« hinterlassen. Durch die Bank weg Schweinereien.

Die Türen lagen auf der rechten Seite.

Grau, grauer, am grausten!

Keine Namen, dafür Nummern von eins bis fünfzehn. Hinter der letzten Tür war unser Mann. Wir waren beide froh, daß uns kein anderer Gast begegnet war, der den Killer hätte warnen können, denn Vorsicht war angebracht, trotz der Verletzung des Mannes.

Er war ein Profikiller, und wir konnten uns vorstellen, daß er seine Waffe schußbereit hielt.

Lag er im Bett? Saß er?

Wir wollten es herausfinden. Ich bückte mich, um einen Blick durch das Schlüsselloch zu werfen.

Zu sehen war nichts. Ich hätte eigentlich das hellere Viereck des Fensters erkennen müssen, aber vor dem Schlüsselloch hing von innen wahrscheinlich ein Tuch.

Ich richtete mich wieder auf und flüsterte Suko dabei zu. »Abgeschlossen?«

»Glaube ich nicht.«

»Okay, probieren wir es.«

»Laß mich vor und gib du mir Rückendeckung.«

Ich nickte und zog meine Waffe.

Auch Suko hielt seine Beretta in der Hand. Die Linke hatte er auf die klebrige Türklinke gelegt, holte noch einmal tief Luft, und dann ging alles blitzschnell.

Suko wuchtete die Tür nach innen. Er flog in den kleinen kastenförmigen Raum hinein. Wir hörten einen Schrei, Suko wischte nach links weg, schuf mir Platz, und ich sprang ebenfalls über die Schwelle. Dann tauchte ich aber nicht zur Seite, sondern hielt den Blick nach vorn gerichtet und nahm innerhalb kürzester Zeit das Bild auf, das sich meinen Augen bot.

Da lag jemand mit verbundener Schulter im Bett. Aber dieser Jemand hatte seinen Schock schnell überwunden. Er fluchte, seine gesunde Hand fuhr unter die Decke, und was er dort hervorholen wollte, war bestimmt kein Gebetbuch.

Er zerrte die Waffe auch nicht ins Freie, sondern feuerte durch die Decke.

Wir hörten den Knall, das Pfeifen der Kugel wohl auch, wir sahen das Loch im Stoff, aber keiner von uns wurde getroffen. Suko trat wuchtig gegen einen alten Eimer und schleuderte ihn auf das Bett zu.

Der Eimer bestand aus Metall, er landete auf dem Körper, auch die verbundene Schulter bekam etwas ab. Der Verletzte schrie, er wurde

abgelenkt, und Sukos nächster Hieb traf so genau, daß der gesunde Arm paralysiert wurde.

Der Mann keuchte. Schweiß lief über sein Gesicht, und seine Augen zuckten, als Suko die Waffe unter dem Bett hervorholte, sie ihm kurz zeigte und dann wegsteckte.

»Danke für die Begrüßung«, sagte ich. Die Tür hinter mir war wieder zu gefallen, ich stand am Fußende des Betts, konnte den Mann anschauen und auch gegen das Fenster hinter ihm sehen.

Der Killer war fertig. Er hockte in seinem Bett wie eine struppige Puppe, zumindest was seine Haare anging, die er lieber hätte färben lassen sollen, denn mit dieser roten Mähne fiel er auf, und ich wußte jetzt auch, weshalb er seine Haare gern unter einer Mütze versteckte. Das Gesicht war noch jung, dafür leichenblaß, bedeckt mit dünnen Schweißperlen, und beim Einatmen bewegten sich seine Nasenflügel. Er war aus seiner Sicherheit gerissen worden, das sah ich ihm deutlich an. Er wußte auch nicht, wohin er schauen sollte, konnte wählen zwischen Suko und mir, atmete jetzt durch den Mund, und sein Gesicht bekam auch wieder etwas Farbe.

Er leckte über seine Lippen, bevor er ein Nicken andeutete. »Okay, die Karten sind verteilt. Jetzt sagt mir nur noch, was ihr wollt und wer euch geschickt hat.«

Suko lächelte ihn kalt an. Der Mann im Bett verdrehte die Augen, um meinen Freund anschauen zu können. »Wer sollte uns denn geschickt haben?« fragte er.

»Weiß nicht…«

»Doch!«

»Was wollt ihr?«

»Warum hast du Hubert Huxley umgelegt?«

Er schwieg.

»Warum?«

»Ich kenne keinen Huxley.«

»Man hat dich gesehen, Freund.«

»Ein Irrtum.«

»Hast du auch einen Namen?«

»Warum?«

Suko zog den 38er des Killers hervor. »Weil wir es uns zur Aufgabe gemacht haben, keine namenlosen Personen umzulegen. Wir haben da einen gewissen Stolz.« Er wog die Waffe in der Hand und zielte auf die Stirn. »Sie ist gut, meine neue Freundin. Beinahe perfekt. Ich werde bestimmt nicht vorbeischießen, glaube mir.«

Der Mann senkte den Blick.

Ich mischte mich ein. »Wer waren die beiden anderen? Wie hießen sie? Warum habt ihr die Frau auch getötet? Na los, ich will was von dir hören!«

Er schaute mich an. Seine Augen waren von einem hellen Blau mit einem Stich ins Graue. Sie wirkten klar und trotzdem wie, verwaschen. »Welche Frau?«

Suko lachte summend. »John, soll ich ihm die nächste Kugel in den anderen Arm schießen. Er hat doch schon auf uns geschossen, und in dieser Bude kümmert sich keiner um den anderen.«

»Ich heiße Gil McClusky.«

»Sehr schön«, lobte Suko. »Das ist immerhin schon ein Anfang. Und jetzt noch den Rest.«

»Den kenne ich nicht.«

»Dann wird man dich allein für die Tat verantwortlich machen, Gil McClusky.«

Ihm ging ein Licht auf. Sein Gesicht veränderte sich. Er öffnete den Mund, dann schluckte und nickte er zugleich, bevor er flüsterte: »Allein verantwortlich?«

»Genau«, sagte Suko.

»Was soll das heißen, verdammt!«

»Daß du vor ein Gericht kommst…«

»Scheiße!« brüllte er. »Verdammte Scheiße! Ihr seid Bullen, wie? - Verfluchte Bullen!«

»Menschen«, sagte Suko.

»Egal, ihr Hunde habt mich reingelegt.« In seiner Wut fing er an, sich falsch zu bewegen, was seinem rechten Arm oder seiner malträtierten Schulter gar nicht bekam, denn das keuchende Stöhnen wies uns darauf hin, wie stark seine Schmerzen sein mußten.

Wir warteten, bis er sich wieder beruhigt hatte, und forderten ihn auf, endlich zu reden.

»Gar nichts sage ich, gar nichts!«

»Sie decken Ihre Kumpane, McClusky?« höhnte ich. »Sie wollen für die beiden hinter Gitter gehen? Gratuliere. In dieser Welt findet man nicht oft eine derartige Freundschaft.«

»Ich werde nicht hinter Gitter gehen!«

»Das sehen wir anders.«

»Nein, ich…«

»McClusky«, sagte ich, »es ist Ihre einzige Chance, wenn Sie reden, glauben Sie mir. Es geht nicht nur um die beiden Morde, wir suchen auch einen etwa zehn- bis zwölfjährigen Jungen, der sich in der Nähe des Tatorts herumgetrieben haben muß. Und wir wollen von Ihnen erfahren, was Sie über ihn wissen.«

»Ich kenne dieses Kind nicht.«

»Aber Sie haben es gesehen - oder?«

»Nichts habe ich gesehen. Ich werde mir einen Anwalt geben lassen, und dann sehen Sie dumm aus.«

Ich schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht, McClusky, ganz sicher

nicht. Wir werden nämlich beweisen können, daß die Kugel, die sie getroffen hat, aus Huxleys Waffe stammte. Ja, das können wir Ihnen beweisen, und es wird Sie verdammt in die Enge treiben.«

»Ihr seid Hunde.«

Ich blieb gleichgültig. »Egal, was wir sind, McClusky, jedenfalls haben wir Ihnen gegenüber immer die besseren Karten. Ob sie es nun wahrhaben wollen, oder nicht. Sie sollten auch unsere Geduld nicht auf eine zu harte Probe stellen, McClusky.«

Er dachte nach. Wahrscheinlich stellte er sich vor, wie es sein würde, wenn ihn ein Gericht verurteilt hatte und er hinter Gitter mußte. Da konnte jedes Jahr so lang werden wie ein Jahrzehnt, und als Kronzeuge würde er nicht so lange in der Zelle hocken.

»Nun? Haben Sie sich entschieden?«

McClusky hob den Kopf. Er wollte etwas sagen, aber er kam nicht dazu, denn plötzlich zerbrach mit einem lauten Getöse die Fensterscheibe, und der Tod hechtete in den Raum…

***

Eine innere Stimme oder ein Gefühl riß Gordy aus seinem Schlummer. Vielleicht hatte es auch an Edens Knurren gelegen, daß er so plötzlich erwachte, die Augen aufriß und ihn ein Schock erwischte, weil er den Eindruck hatte, einen leibhaftigen Prinzen vor sich zu sehen, dessen Gesicht er von zahlreichen Titelblättern her kannte.

Es war aber nicht Charles, sondern nur ein Mann, der eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm hatte. Die Stimme klang ganz anders. »Na, wieder wach?«

Gordy beschloß, sehr vorsichtig zu sein. Vor ihm stand nicht nur der seltsame Mann, er war umrahmt von zwei Polizisten, und zwei weitere warteten im Hintergrund. Die anderen Gäste schauten ziemlich dumm aus der Wäsche, der Verkauf ging trotzdem weiter.

»Kannst du mir sagen, wie du heißt?«

»Gordy.« Der Junge hatte den Namen automatisch ausgesprochen. Seine Gedanken bewegten sich in eine völlig andere Richtung. Er konnte es noch nicht fassen, daß die Polizei so rasch auf ihn aufmerksam geworden war und ihn auch gefunden hatte.

»Ich bin Captain Miller.«

»Ein Polizist?«

»Richtig.«

»Was habe ich denn getan?«

Miller lächelte. »Du und dein Hund, ihr habt wohl nichts getan, aber ich gehe davon aus, daß ihr eventuell einiges wißt. Wir arbeiten da an einem gefährlichen Fall. Ich spreche es wirklich nicht gern aus, aber es geht um Mord, und das ist sehr schlimm, wie du sicherlich weißt, mein Junge. Ich denke, wir sollten mal miteinander sprechen.«

Gordy senkte den Blick.

Miller, der nicht länger hoch wie eine Säule vor ihm aufragen wollte, holte sich einen Stuhl und nahm Platz. Der Hund regte sich nicht. Er hatte auch sein Knurren wieder eingestellt, lag auf dem Bauch und machte sogar einen friedlichen Eindruck.

»Was wollen Sie denn von mir wissen?« fragte Gordy.

»Nicht viel. Kennst du einen Mann, der Hubert Huxley geheißen hat?« Der Junge nickte.

»Huxley ist tot.«

Gordy senkte den Kopf.

Miller ließ ihm genügend Zeit, mit dieser Tatsache gedanklich fertig zu werden. Erst dann sprach er weiter. Seine Männer störten ihn dabei nicht. »Ist dir bekannt gewesen, welchen Beruf dieser Huxley ausgeübt hat, Junge?«

»Nein.«

»Er war kein guter Mensch.«

»Für mich schon.«

»Das mag eine Ausnahme gewesen sein. Eigentlich ist Hubert Huxley ein Mörder gewesen, ein Killer, und man hat andere Killer geschickt, um ihn zu erledigen. Ich weiß, daß du noch sehr jung bist und diese Tatsachen eigentlich nicht hättest wissen sollen, aber ich halte es dennoch für besser, dich einzuweihen, weil ich denke, daß du mehr mitgemacht hast als die meisten in deinem Alter.«

»Vielleicht.«

»Kannst du mir erzählen, wie es gewesen ist?«

»Was denn?«

»Alles.«

Gordy betrachtete seine Füße. »Das weiß ich nicht so genau. Ja, ich war mit Hubert zusammen. Wir haben nach London gewollt. Er mußte hier etwas erledigen.«

»Weißt du, was es gewesen ist?«

»Nein, Sir, darüber hat er mit mir nicht gesprochen. Er war ja erwachsen, ich bin nur ein Kind mit einem Hund.« Gordy streichelte das Tier. »Er heißt Eden.«

»Ein wirklich schöner Name«, gab Miller zu. »Hast du den Hund schon lange?«

»Einige Zeit.«

»Und deine Eltern.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Nur so. Kommen wir wieder auf Huxley zu sprechen. Ihr seid in diesem Hotel gewesen, um dort die Nacht zu verbringen.«

»Ja, das wollten wir.«

»Wie bist du den Killern entkommen? Für uns wäre es sehr wichtig, dies zu erfahren.«

»Ich war nicht da. Bin mit Eden noch nach draußen gegangen, da muß es dann passiert sein.« Der Junge nahm kein Blatt vor den Mund und erzählte Miller alles. Seine Angaben deckten sich mit denen des Zeugen Julio Gomez, doch von diesem Menschen hatte Gordy noch nie etwas gehört. Erst durch Miller erfuhr er, daß ihn Gomez und Eden vor den Mördern gerettet hatten.

»Da hast du großes Glück gehabt, Gordy«, sagte der Captain und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Ja, das stimmt«, flüsterte der Junge. »So muß es wohl gewesen sein. Und diese Männer, die…«

»Drei waren es.«

»Sind die schon gefangen?«

»Leider nicht.«

»Aber Sie suchen die, nicht?«

»Ja, und nicht nur wir.« Er lächelte. »Ich denke nicht, daß du noch große Furcht zu haben brauchst. Wie ich hörte, hat man schon einen der Killer gefunden, oder man weiß zumindest, wo er sich aufhält. Ich werde deinen Hund und dich trotzdem mitnehmen und dafür sorgen, daß du erst mal für eine Weile bei uns bleibst.«

»Bei der Polizei?«

Miller lächelte. »So ist es.«

»Wollen Sie uns einsperren, Sir?« Gordy bekam große, erstaunte Augen und schaffte es zudem, einen ängstlichen Ausdruck zu produzieren. Er wirkte plötzlich hilflos.

»Nein, nein, das auf keinen Fall, Junge. Wir wollen dich nur schützen, das ist es. Noch haben wir die anderen beiden Mörder nicht, und du könntest dann auch mit Julio Gomez sprechen, der auch an deiner Lebensrettung beteiligt gewesen ist. Ihr werdet alles haben, was ihr braucht und schnell wieder freikommen. Du mußt mir dann noch sagen, wo du herkommst, damit ich Verwandte von dir benachrichtigen kann. Zum Beispiel auch deine Eltern, Gordy.«

»Die gibt es nicht.«

»Sind sie tot?«

Er nickte.

»Oh, das tut mir leid.« Miller wollte noch etwas sagen, aber Gordy hob den Kopf. »Sie haben von einem Mann gesprochen, den sie schon gefangen haben, oder Sie wissen, wo er sich aufhält. Stimmt das?«

»Kann schon sein.«

Gordy schaffte es, ein völlig harmloses Gesicht zu machen. »Wo ist das denn? Noch dort, wo ich herkomme?«

»Nein, sondern hier in London. Dieser Mensch ist verletzt worden. Er hat sich in eine Baracke zurückgezogen.«

»Was ist das denn?«

»Eine schmierige Pension, wenn du verstehst, was ich damit meine.«

»Glaube schon«, murmelte Gordy.
Dann stand er plötzlich auf. »Kann ich mal mit Eden durch, Captain?«
»Wo willst du denn hin?«
Gordy schaute zu, wie sich der Hund erhob. »Ich bin so aufgeregt. Ich glaube, ich muß mal.«
»Okay, dann geh.«
»Danke, Sir. Und danach nehmen Sie mich mit.«
»So wird es sein.«
»Gut. Da bin ich froh.« Er lächelte und wischte sich über seine Augen.
Miller war beruhigt, daß sie den Jungen und seinen Hund gefunden hatten. Auch wenn ihm das Tier beim ersten Anblick einen nicht eben gelinden Schreck eingejagt hatte, so hatte er sich mittlerweile daran gewöhnt und war über die Friedfertigkeit des Hundes froh. Brav trottete er neben seinem jungen Herrn her, und beide wandten sich nach links, wo eine Treppe zu den Toiletten führte.
Captain Miller kümmerte sich um seine Männer. Er wollte den anderen beiden, die nicht mit ihm gekommen waren, erklären, daß sie im Augenblick hier nicht mehr gebraucht wurden. Er winkte sie heran, und sie drehten dem Eingang ihre Rücken zu.
Darauf hatte Gordy gewartet.
Er war nicht die Treppe hinabgegangen. Er hatte auf der obersten Stufe gewartet, Eden dicht neben ihm. Dann hatte er um die Ecke geschaut und sofort erkannt, daß die Polizisten beschäftigt waren und sich um ihn im Moment nicht kümmerten.
Gordy nutzte die Chance. »Komm Eden, aber leise…«
Sie waren leise, und sie waren schnell. Zudem hatten sie das Glück, daß sich durch die Tür mehrere Gäste zugleich drängten. Schüler, die Hunger hatten, die auch lärmten, ihre Stimmen umschwirrten die beiden, die eine Lücke nutzten und den umgekehrten Weg gingen.
Dann waren sie draußen.
Sofort schaute sich Gordy um. Er erinnerte sich daran, nicht weit entfernt einen Taxistand gesehen zu haben, wo auch mehrere Autos auf Fahrgäste warteten. Jetzt stand nur ein Wagen da, auf den Gordy und Eden zuliefen.
Der Fahrer bekam große Augen, als er den Hund sah. Gordy wußte, daß er den Mann rasch überzeugen mußte. »Der Hund ist harmlos. Er ist mein Freund. Er tut niemandem was. Ehrlich.«
»Weiß nicht…«
»Nehmen Sie uns mit?«
»Na ja, wenn ihr bezahlen könnt.«
»Ja, ich habe Geld.« Gordy griff in die Tasche und holte einige Scheine hervor. »Es ist eilig, Sie müssen…«
»Gut, steigt ein.«

»Danke.« Der Junge warf noch einen Blick zurück. Von den Polizisten sah er nichts. Dann huschte er in den Fond, wo er sich mit Eden hinkauerte.

»Wo soll es denn hingehen?« Der ältere Fahrer hatte sich umgedreht und seine flache Mütze hochgeschoben.

»Kennen Sie eine Pension, die Baracke heißt?«

»Klar, die kenne ich. Sie ist nicht mal weit von hier entfernt.«

Gordys Augen leuchteten. »Da bringen Sie uns bitte hin, ja? Oder in die Nähe.«

»Mach ich glatt, Junge.«

Sekunden später startete der Fahrer. Daß weiter hinter ihm fünf uniformierte Polizisten aus einem Schnellimbiß stürmten, bekam er nicht mit. Und auch Gordy schaute nicht mal mehr zurück. Was er wissen wollte, hatte er erfahren, und er glaubte fest daran, daß er den Mörder auch finden würde…

***

Das Zimmer verwandelte sich innerhalb kürzester Zeit in eine regelrechte Hölle. Es war vorbei mit dem Frieden und der Ruhe, denn nun zählte nur die Gewalt.

Scheibenstücke wirbelten uns entgegen. Ich bekam dies alles mit wie in einem Film, während ich mich duckte, um dieser gefährlichen Ladung zu entwischen.

Rechts von mir beugte sich Suko. Er hatte die Arme hochgerissen, um wenigstens einen Teil der Scheibe abwehren zu können, wenn die scharfen Splitter gegen ihn wirbelten.

So gut hatte es McClusky nicht. Er hockte völlig konsterniert in seinem Bett und zudem in der Flugbahn dieser verdammten Splitter. Er brüllte auf, als ihm ein langes Glasstück das linke Ohr abriß. Blut sprudelte aus der Wunde und benetzte das Laken.

Aber nicht nur das Glas flog in den Raum. Mit ihm kam die Bestie. Ein Hund, eine Waffe auf vier Beinen. Ein Riesentier, ein regelrechter Killer, der es tatsächlich mit einem Sprung schaffte, sich auf das Bett zu werfen.

Sein mächtiger Körper drückte McClusky auf das Bett, dann zur Seite, und beide rollten über die Kante. Sie fielen zu Boden. Ich hörte ein schreckliches Geräusch, konnte aber nicht erkennen, was da geschehen war, denn das Bett nahm mir die Sicht.

Suko wieselte hinter meinem Rücken her, er wollte dem Hund den Weg zur Tür abschneiden. Das Tier kam wieder hoch, er schaute über die Bettkante hinweg.

Ich sah die blutige Schnauze, und ebenso wie Suko wußte ich, was dort auf dem Boden geschehen war.

Wir schossen zugleich, und wir hatten Glück, daß sich der Hund

nicht bewegte und sich zunächst neu orientieren mußte. Beide Kugeln hieben in seinen Kopf.

Er stieß einen beinahe menschlichen Schrei aus. Sein mächtiger Leib zuckte, er schlug mit den Beinen um sich, und plötzlich kippte sein Körper zur Seite.

»Mein Gott«, flüsterte Suko nur. »Mein Gott…«

Ich wußte, daß wir uns jetzt nicht ausruhen konnten. Während Suko nach dem neben dem Bett liegenden Killer und dem Hund schaute, traf mein Blick das zerstörte Fenster, durch das die kühle Luft hereinströmte. Die schmutzigen Scheibenreste verteilten sich auf dem Boden. Sie bildeten glatte Fallen auf dem Weg zum Fenster, an dessen unterem Rand plötzlich ein Gesicht erschien.

Das Gesicht eines blonden Jungen.

Das war er, das mußte er sein.

Die Zeit war wohl für uns beide eingefroren, als wir uns anschauten. Sekunden nur, mehr nicht, aber in dieser Spanne bekam ich bewiesen, wen ich vor mir hatte.

Für einen Moment leuchtete auf der Stirn des Jungen ein drittes Auge auf. Nicht sehr intensiv, aber durchaus zu erkennen. Bevor ich da noch nachhaken konnte, verschwand das Bild wieder - und der Junge gleich mit. Ich hörte noch seinen wilden, schmerzerfüllten Schrei, danach hastige Schritte, dann war er verschwunden.

Ich rannte zum Fenster, mußte achtgeben, auf dem Glas nicht auszurutschen, und schrie Suko zu, daß er sich um den Killer kümmern sollte.

Ich wollte hinter dem Jungen her…

***

Suko sah seinen Freund John durch das Fenster klettern. Erst dann hatte er die nötige Zeit, sich das anzusehen, was vor seinen Füßen lag.

Zwei Tote?

Der Hund war tot. Die beiden Kopftreffer hatten sein Leben ausgelöscht. Allerdings zu spät, denn er war noch dazu gekommen, den Killer mit einem Biß zu töten. Er hatte ihn am Hals erwischt! Gil McClusky lebte nicht mehr, und Suko schloß für einen Moment die Augen. Er und John hatten versagt. Sie waren nicht schnell genug gewesen.

Jemand rammte die Tür auf.

Es war die dicke Frau von der Anmeldung. Sie quetschte sich in den Raum, hochrot im Gesicht, als wollte sie ein gewaltiges Donnerwetter loslassen, und die Worte erstickten in ihrer Kehle, als sie sah, was da geschehen war.

Zwei Tote.

Ein Mensch und ein Hund.

»Neiinn«, röchelte sie. »Das ist doch nicht möglich. Das kann nicht wahr sein…«

»Gehen Sie wieder.«

»Ich hole die Bullen!« kreischte die Person völlig außer sich.

»Das ist nicht nötig«, erklärte Suko, »die Polizei ist bereits hier.«

Die Frau verstand. »Sie?«

»Ja.«

»Scheiße auch.« Dann drehte sie sich um, wollte gehen, stieß aber noch auf der Schwelle mit zwei Polizisten zusammen, die plötzlich erschienen waren. Es mußten die beiden Beamten gewesen sein, die Captain Miller als Bewacher zurückgelassen hatte. Auch sie hatten nicht mehr eingreifen und die Tat verhindern können.

Suko wies sich aus und erklärte ihnen in wenigen Worten, was da angelaufen war.

»Sind denn beide wirklich tot?« fragte er.

»Ja, Sie können sie abholen lassen.« Suko drehte sich um. Am Fenster blieb er stehen. Von John Sinclair und dem Jungen war nichts zu sehen.

***

Gordy wußte, daß er jetzt so schnell wie nie sein mußte. Und er gratulierte sich noch im nachhinein zu seinem Plan, daß er den Fahrer an einer bestimmten Stelle hatte warten lassen, damit der ihn so schnell wie möglich wieder wegfuhr.

Eden lebte nicht mehr!

Dieser Satz hatte sich in seine Gedankenwelt hineingebohrt. Gordy wußte genau, daß die beiden Kugeln der Männer seinen Freund vernichtet hatten, aber es gab noch ihn, und er würde versuchen, diesen Tod zu rächen. Zum erstenmal war er bereit, seine Kraft auszuspielen. Er war anders als die anderen Kinder. Er war ein junger Psychonaut, dem jemand das Liebste auf der Welt genommen hatte.

Im Heim hatte er zu den Jungen gehört, die beim Sport immer spitze gewesen waren. Besonders beim Laufen und Springen hatte er tolle Erfolge erzielt, und das machte sich jetzt bemerkbar. Hinzu kam das unübersichtliche Gelände, durch das er rannte. Er huschte an der langen Rückseite der Fabrikhalle entlang, sah links neben sich die offenen Tore und auch die beiden Lastwagen, die dort standen. Der Boden war ziemlich glatt, ebenso wie die Straße, die er vor sich erkannte, und genau dort wartete der Fahrer, mit dem er sich schon etwas angefreundet hatte.

Gordy war nicht dumm. Er rechnete mit Verfolgern. Zumindest einer der beiden Männer würde sich auf seine Fährte setzen, beim ersten Umdrehen hatte er ihn noch nicht gesehen, beim zweiten schon.

Da war der Mann dabei, aus dem Fenster zu klettern.

Gordy tauchte nach links weg, wo einer der Wagen ziemlich günstig stand und ihm Deckung bot. In seinem Schatten hetzte der Junge weiter. Er sah das wartende Taxi und bekam auch mit, wie sich der Fahrer umdrehte. Gordy winkte ihm zu. Der Mann verstand ihn, öffnete schon eine Tür, und wenig später warf sich der Fahrgast auf den Rücksitz.

»Okay«, sagte er.

»Wohin?«

»Weg, Mister.«

»Ist gut.« Der Mann startete. »Wo ist denn dein Hund? Hast du ihn abgegeben?«

Gordy gab keine Antwort. Eng gegen die Wand des Rücksitzes gepreßt, saß er da und starrte aus dem Fenster. Aus seinen Augen kullerten Tränen und rannen an den Wangen entlang…

***

Ich hatte das Psychonauten-Kind verloren. Daran gab es nichts zu rütteln. Da brauchte ich mir nichts vorzumachen, es gab ihn nicht mehr, in einer für mich einsehbaren Umgebung.

Neben der Rückseite der Fabrik blieb ich stehen. Ein Mann wollte in die Fahrerkabine eines Lastwagens steigen. Ich ging zu ihm und hielt ihn davon ab.

Als ich sprach, konnte er zugleich meinen Ausweis sehen. »Hier kann ein blonder Junge vorbeigelaufen sein, Mister. Haben Sie ihn zufällig gesehen?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Hören Sie, ich war da drin und habe meine Papiere abstempeln lassen. Ich habe auch nichts gehört, weil der Lärm zu groß war.«

»Gut. Waren noch andere Mitarbeiter hier draußen, die etwas gesehen haben könnten?«

»Keine Ahnung. Sie können ja nachfragen.«

Das tat ich auch, und es machte mir nichts aus, daß ich den Arbeitsablauf störte, aber der Erfolg war gleich Null. Niemand hatte auf einen Jungen geachtet.

Ziemlich deprimiert ging ich wieder zurück. Wir mußten ihn finden, denn er war der Schlüssel zu diesem Fall. Er hatte es tatsächlich geschafft, zwei abgebrühte Profis wie Suko und mich zu überraschen und war zudem noch verschwunden.

Zurück geblieben waren zwei Tote. Und der Junge mußte mitbekommen haben, wer seinen vierbeinigen Freund erschossen hatte. Ob Kind oder nicht, er würde uns hassen!

Langsamer ging ich den Weg zurück, kletterte nicht durch das Fenster, sondern nahm den normalen Eingang, wo soeben mit

quietschenden Reifen der Dienstwagen von Captain Miller hielt. Miller war alarmiert worden, sprang aus dem Fahrzeug und blieb stehen, als er mich sah.

»Sinclair!«

»Ja, Captain. Haben Sie einen Verlierer schon mal aus der Nähe gesehen?«

»Sie meinen sich damit?«

»So ist es.«

»Aber der Hund ist doch tot.« Er stand vor mir und fuchtelte mit den Händen.

»Da haben Sie recht. Er ist tot, doch der Junge ist uns entkommen und wir haben auch den Tod des Killers durch den Hund nicht verhindern können. Der Junge muß ihn angestachelt haben und…«

»Hören Sie auf, Sinclair, hören Sie auf.«

»Wieso?«

»Es ist nicht nur Ihre Schuld, daß dies alles so geschehen ist. Ich bin derjenige, der einen Fehler begangen hat. Ich habe mich von Gordy einwickeln lassen und…«

»Heißt das Kind so?«

»Ja, Gordy. Ob es noch ein Kind ist, kann ich Ihnen nicht genau sagen. Für mich ist der Junge ziemlich durchtrieben. Der weiß sehr genau, wo es langgeht.«

»Reden Sie!«

Miller deutete auf seine Brust. »Ich habe ihm den Tip mit dieser verdammten Baracke gegeben. Wir haben ihn in einem Schnellimbiß gefunden, sogar schlafend. Anstatt ihn richtig auszufragen, hat er mich ausgefragt und uns reingelegt.« Er kam auf Einzelheiten zu sprechen. »Nun ist alles zu spät. Da ist das Kind bereits in den Brunnen gefallen, und wir haben das Nachsehen.«

»Sieht wohl so aus.«

Miller schluckte. »Können Sie mir sagen, was wir jetzt tun sollen?«

»Gordy suchen.«

Der Captain lachte. »Stimmt alles. Ich gebe Ihnen völlig recht, Sinclair, aber glauben Sie jetzt noch, daß es etwas bringt? Der Junge ist vorgewarnt, er wird sicher neue Pläne schmieden und nicht mehr so leicht zu finden sein. Außerdem fällt er jetzt, wo er keinen Hund mehr besitzt, nicht so stark auf.«

»Das steht allerdings zu befürchten.«

»Eben.«

»Sind Sie allein hier?«

»Nein, ich habe noch Männer hier.«

»Dann sollen die ausschwärmen und Menschen ansprechen, ob der Junge bei seiner Flucht gesehen worden ist. Ich war leider zu weit weg, außerdem war Gordy verdammt flink. Ich will einfach nicht

daran glauben, daß er sich versteckt hat, obwohl ich es nicht von der Hand weisen möchte.«

»Wie soll er dann verschwunden sein? Fliegen kann er schließlich nicht.«

»Da haben Sie recht.«

»Bitte, ich…«

»Lassen Sie Ihre Leute Zeugen suchen.«

»Mal sehen.«

Er ging, ich ging. Im Flur hatten sich einige »Gäste« der Baracke versammelt. Sie gehörten nicht gerade zu den oberen Zehntausend, gaben sich ziemlich aggressiv, motzten mich an, als ich mich an ihnen vorbeischob und dann das Zimmer betrat, in dem alles passiert war, und wo Suko zusammen mit zwei uniformierten Kollegen wartete. Er schaute mich mit einem bestimmten Ausdruck in den Augen an. Eine akustische Antwort erhielt er von mir zunächst nicht. Ich schüttelte nur den Kopf.

Suko wollte es genau wissen. »Entwischt?«

»Ja.«

Seine Antwort bestand aus einem leisen Fluch. »Der ist schlauer, als wir gedacht haben, viel schlauer sogar.«

Ich setzte mich auf einen Stuhl neben dem Waschbecken. »Der Junge heißt übrigens Gordy.«

Mein Freund dachte einen Moment nach. »Sorry, den Namen habe ich noch nie gehört. Zumindest nicht in dem Zusammenhang.«

»Und niemand weiß, wo er herkommt, wo er einmal gelebt hat. Er ist wie vom Himmel gefallen. Wir kennen seinen Vornamen, das ist alles. Er hat ihn Captain Miller gesagt, der auch bereits eingetroffen ist. Suko, wir sehen alt aus.«

»Noch!«

»Wo nimmst du die Hoffnung her?«

»Kann ich dir nicht sagen, aber er müßte doch zu finden sein, denke ich mir.«

»Ohne Hund wird es schwer sein.«

»Hast du denn schon darüber nachgedacht, wie seine Pläne aussehen könnten, John?«

Ich fuhr leicht über den Rand des Waschbeckens. An meinem Finger blieb Staub zurück. »Tja, das ist natürlich nicht einfach zu beantworten. Ich habe mir Gedanken gemacht, und ich bin auch darauf gekommen, daß er ein Zeuge unserer Aktion hier gewesen ist.«

»Er weiß also, wer seinen Hund getötet hat.«

»Das habe ich sagen wollen.«

Sukos Gesicht bekam einen ernsten Ausdruck. »Wir beide demnach. Er wird uns die Schuld geben, womit er auch nicht unrecht hat. Also könnte es sein, daß er versuchen wird, uns zu finden. Wobei ich mich

frage, wie stark Gordy ist.«
»Richtig. Wie stark ist ein Psychonauten-Kind?«
»Die Frage kann ich dir nicht beantworten, John. Bisher haben wir es nur mit erwachsenen Psychonauten zu tun gehabt.«
»Dann lassen wir es einfach darauf ankommen.«
»Das meine ich.« Suko schaute aus dem Fenster. »Wenn Miller hier ist, hat er bestimmt schon etwas in die Wege geleitet.«
»Ja. Er und seine Leute wollen versuchen, den einen oder anderen Zeugen zu finden. Vielleicht ist der Junge auf seiner Flucht beobachtet worden. Das ist unsere Hoffnung.«
Suko gab keine Antwort, doch sein Blick sagte mehr als Worte und bedeutete mir, daß diese Hoffnung auf sehr schwachen Füßen stand. Endlich betrat auch Captain Miller das Zimmer. Er brauchte sich nicht erst groß umzuschauen, es war alles klar. Dann hob der das Laken an, mit dem Suko den toten Killer abgedeckt hatte.
Miller erbleichte. »Ein Biß?« fragte er.
Ich bestätigte es.
»Dann war er auf den Mann dressiert.« Er bekam eine Gänsehaut. »Ich habe ihn ja in einem Schnellimbiß erlebt. Beim ersten Kontakt fürchtete ich mich auch vor ihm, dann aber mußte ich erkennen, wie brav er sein konnte, wenn der Junge in der Nähe war. Und jetzt das hier.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist kaum zu fassen.«
Wir mußten ihm recht geben. Es war kaum zu fassen. Wir hatten hier einen mörderischen Horror erlebt, und es war uns nicht gelungen, dem Schicksal eine andere Wende zu geben. Dieser Fall war mir zu blutig geworden, denn der tote Killer und die Kellnerin mußte ich auch noch hinzuzählen.
Zu dritt waren die Mörder in das Hotel eingedrungen. Einen von ihnen hatte es erwischt, die beiden anderen lebten noch. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie schon vom Tod ihres Kollegen erfahren hatten. Auch der Arzt Dr. Wilson, der McClusky behandelt hatte, wußte nichts. Bei meinen Gedankengängen rückte er immer mehr in den Mittelpunkt, und ich kam auf ihn zu sprechen.
»Wäre es nicht möglich, daß Sie Captain, sich noch einmal um Ben Wilson kümmern?«
»Worauf wollen Sie hinaus?«
»Ich konnte mir denken, daß Wilson mehr weiß. Legen Sie ihm Daumenschrauben an. Wir müssen die Namen der anderen beiden Killer herausfinden.«
»Ich könnte es versuchen«, stimmte Miller zu. »Eine andere Frage habe ich trotzdem.«
»Bitte?«
»Was haben Sie vor?«
»Mein Freund und ich werden uns auf einem anderen Weg an die

Unbekannten heranschleichen.«
»Wie wollen Sie das bewerkstelligen?«
»Indem wir hier warten.«
Miller, lachte. »Hier im Zimmer, in dieser Baracke?«
»So ist es.«
»Glauben Sie im Ernst, daß die beiden hier erscheinen werden? Nein, ich nicht.« Er schüttelte heftig den Kopf.
»Was ist der Grund?«
»Die werden doch erfahren, was sich hier abgespielt hat. So etwas spricht sich schnell herum.«
»Daran habe ich auch gedacht.«
»Und Sie wollen trotzdem warten?«
»Ja.«
»Da bin ich gespannt.«
Ich verzog den Mund zu einem Lächeln. »Weil das hier eine ganz andere Dimension ist, Captain. Diese Männer sind Profis. Sie haben normalerweise mit den Typen, die sich hier aufhalten oder verstecken, nicht viel am Hut. Die stammen aus einer anderen Welt. Deshalb kann ich mir nicht vorstellen, daß sie schon informiert sind. Und Ben Wilson ist meiner Ansicht nach auch nicht informiert. Es sei denn, man hat ihn von hier aus informiert. Ich wüßte nicht, wer das getan haben könnte.«
Miller zeigte ein nachdenkliches Gesicht. Plötzlich wurde sein Mund noch breiter, als er grinste.
Wieder hatte ich das Gefühl, Prinz Charles vor mir zu sehen. »Nicht schlecht, der Gedanke, Kollege Sinclair. Je mehr ich mich damit befasse, um so stärker kann ich mich damit anfreunden. Es wäre eine Chance.«
»Zweifelsohne.«
»Dann müßten wir Wilson aus dem Verkehr ziehen. Das könnte für ein oder zwei Tage klappen.«
»Davon gehe ich aus. Ich denke auch, daß Sie das übernehmen könnten, Captain.«
»Was tut man nicht alles für einen Kollegen?« Er wollte den Raum verlassen, als die Tür aufgedrückt wurde und einer seiner Leute das Zimmer betrat. Der Mann war noch jung und schwungvoll.
Er freute sich darüber, eine positive Nachricht bringen zu können, was wir ihm auch ansahen. »«
»Nun, Brannon?«
»Captain, wir haben einen Zeugen gefunden.«
»Tatsächlich?«
»Ja, der Junge ist mit einem Taxi weggefahren.«
»Toll, Brannon, toll - danke.« Miller wandte sich an uns. »Das ist eine Spur. Es wird leicht sein, über die Zentrale herauszufinden, wohin

Gordy gebracht worden ist.«
»Ihr Job«, sagte ich.
»Und Sie wollen schon jetzt hier warten?«
»Ja.«
»Was ist mit den beiden Leichen?«
»Die können abtransportiert werden. Aber bitte so unauffällig wie möglich.« Auch ich ging zur Tür, Suko im Schlepptau. »Wir werden uns mit Sir James Powell in Verbindung setzen und ihm klarmachen, wie alles gelaufen ist.«
»Gut, ich kümmere mich um diesen Wilson.«
»Captain!«
Er drehte sich um und sah mein Lächeln. »Mit Ihnen kann man toll zusammenarbeiten.«
»O danke. Ich gebe das Kompliment zurück. Vielleicht liegt es daran, daß wir drei bisher die Verlierer gewesen sind, da schließt man sich eben eher zusammen.«
»Mag sein, Captain. Nur sollte das kein Dauerzustand sein.«
»Davon gehe ich aus.«

***

Vom River her hatten wir mit Sir James telefoniert und ihm haarklein berichtet, was vorgefallen war. Wir hatten auch unser relatives Versagen nicht verschwiegen, aber kein Wort des Vorwurfs gehört, sondern Mut zugesprochen bekommen. Sir James war davon überzeugt, daß wir auch wieder bessere Zeiten erlebten.
Er wollte noch wissen, ob wir zwischendurch zurück ins Büro kamen, das aber lehnten wir ab.
»Und der Junge wird weiterhin gesucht?«
»Sicher, Sir.«
»Gut, dann hoffe ich auf einen Erfolg.«
Im Gegensatz zum noch immer blauen Himmel war unsere Stimmung eingetrübt. Das besserte sich, als wir noch einmal mit Captain Miller vor dem Eingang der Baracke zusammentrafen. Das Gesicht des Kollegen zeigte einen vorsichtigen Optimismus. Er erklärte uns, daß der Fahrer gefunden worden war.
»Wunderbar. Wo hat er Gordy hingebracht?« fragte Suko.
»Jetzt beginnen die Probleme.« Miller holt tief Atem. »Sie sind in die City gefahren. Am Charing Cross ist der Junge dann ausgestiegen. Mehr kann ich auch nicht sagen.«
»Hat der Fahrer denn etwas über seinen ungewöhnlichen Gast erfahren?«
»Nein, Suko. Auf der Rückfahrt hat er still im Fond gesessen und geweint. Er war auch nicht bereit, über den Grund zu sprechen. Der Fahrer ging davon aus, daß es sich um seinen Hund drehte.«

»Womit er recht hatte«, murmelte ich.
»Sieht so aus. Und es bleibt bei Ihren Plänen?«
»Genau. Wenn Sie sich um Wilson kümmern.«
»Das ist bereits geschehen. Zwei meiner Leute haben ihn abgeholt und in mein Büro gebracht. Ich werde gleich hinfahren und ihm einige Fragen stellen.«
»Sehr gut«, lobte ich. »Dann wäre ja alles klar.«
»Fast«, sagte Miller. »Gestatten Sie mir zum Schluß noch eine Frage, Kollege?«
»Bitte!«
»Wer oder was sind die Psychonauten? Der Begriff ist ein paarmal gefallen, doch ich kann mir darunter nichts vorstellen. Ich weiß ja, welchen Job Sie haben, daß Sie sich mit rätselhaften Fällen beschäftigen, aber diesen Begriff sollten Sie mir schon erklären.«
Suko und ich waren einer Meinung. Der Captain hatte ein Recht darauf, es zu hören.
»Mach du es, Suko.«
»Wer sind die Psychonauten?« murmelte ich. »Sie gehören einer Gruppe von Menschen an, die es einmal gegeben hat.«
»Wann war das?«
»Es liegt Jahrtausende zurück. Man kann sie durchaus als Esoteriker bezeichnen. In alten Sagen und Legenden wird oft von einem dritten Auge des Menschen berichtet. Das ist das verschollene Auge, das Auge, mit dem man anders sehen kann. Durch das dritte Auge werden die Gedanken frei für andere Welten und Ströme. Das ist metaphysisch zu sehen. Man kann mit dem Auge hinter die sichtbaren Dinge schauen und dort Zusammenhänge erkennen. Die Psychonauten haben viel mit den Geheimnissen der alten Ägypter zu tun, obwohl sich ihr Weg später mehr in Richtung Griechenland bewegte. Möglicherweise haben Sie schon von den Rätseln gehört, die in der Cheopspyramide verborgen sind. Manche Menschen sprechen von den Geheimnissen der Welt. Von Zusammenhängen zwischen den damaligen Bewohnern und den Besuchern fremder Planeten. Ob die Psychonauten von einem fremden Planeten stammen oder von den Besuchern die Gabe bekommen haben, weiß ich nicht. Jedenfalls sind sie eine besondere Menschengruppe, und wir haben einige wenige von ihnen erlebt.«
Miller war noch nicht zufrieden. »Wissen Sie denn genau, welches Ziel sie verfolgen?«
»Nein, aber kein Schlechtes. Sie sind einfach auf der Suche nach dem Wissen einer alten Zeit, das tief in der Vergangenheit begraben liegt. Es drängt sich praktisch alles im Mittelmeerraum zusammen, und ich kann ihnen sagen, daß die Psychonauten nicht nur Freunde haben. Es gibt auch Feinde, die ihnen dieses Wissen nicht gönnen. Aber das zu erklären, würde zu weit führen.«

»Stimmt, Sinclair, stimmt. Mir rauscht schon jetzt von ihren wenigen Worten der Kopf.«

»Und Gordy ist ein Psychonaut«, sagte ich. »Denn ich selbst habe für einen Moment sein drittes Auge auf der Stirn gesehen.«

Der Captain schüttelte den Kopf. »Das sollte man kaum für möglich halten. Ich stand ja vor ihm, und glauben Sie mir, ich habe nichts gesehen.«

»Das kann er steuern. Er hätte auch keinen Grund gehabt, sich Ihnen zu offenbaren.«

»Warum tat er es bei Ihnen?«

»Das war eine besondere Situation, Captain. Wir standen unter Streß, und der Junge sah seine Felle davonschwimmen. Ob er sich bewußt oder unbewußt offenbart hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Wir können nur hoffen, daß wenigstens einer unserer Wege zum Ziel führt.«

»Das meine ich auch«, sagte Miller. »Jedenfalls bleibt die Fahndung bestehen.« Er räusperte sich und tat so, als wäre ihm die folgende Frage unangenehm. »Da wäre noch etwas, Mr. Sinclair.« Er gab sich etwas verlegen. »Ich meine, der Junge, also Gordy, ist zwar nur ein Kind. Kann ich Sie trotzdem fragen, wie gefährlich er ist? Wie schätzen Sie ihn ein? Würde er sich wehren, wenn wir versuchen würden, ihn festzunehmen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber…«

Suko meldete sich zu Wort. »Die eigentlichen Psychonauten sind friedliche und friedliebende Menschen. Sie wollen nur in Ruhe forschen und - das meine ich ehrlich - der Wissenschaft einen Dienst erweisen. Die Menschheit soll mehr über ihre Ursprünge kennenlernen. So jedenfalls sehe ich es, und John ebenfalls.«

Miller lächelte. »Ist mir zwar ein wenig zu hoch, aber ich mische mich auch nicht direkt ein. Wo kann ich Sie erreichen, wenn ich etwas von Ihnen will?«

»Wir werden wohl bei dieser Concierge sein.«

Der Captain schluckte. »Viel Spaß.«

»Danke - ebenfalls.«

»Dann hören wir wieder voneinander.«

»Bestimmt.«

Suko und ich schauten zu, wie die Kollegen abzogen. Dem Inspektor gefiel mein Blick nicht, der ihm einfach zu versonnen und ins Leere gerichtet war. »He, was ist los mit dir?«

»Nichts, Alter. Ich war nur in Gedanken.«

»Gordy?«

»Ja. Und ich habe trotz allem Angst um den Jungen…«

***

Gordy hatte sich verkrochen. Er litt wie ein Hund, und über sein Gesicht strömten noch immer die Tränen. Er wischte sie ab und rannte wie in Trance durch die große Einkaufspassage mit ihren zahlreichen Geschäften, den Reklametafeln, der rieselnden Musik und den Menschen, die ihn umgaben und sich nicht um ihn kümmerten. Er hatte verloren, und nicht nur das. Er hatte auch einen Freund verloren, den besten Freund, den er je in seinem Leben gehabt hatte. Zwei ihm fremde Männer hatten ihn auf dem Gewissen.

Durch ihre Kugeln war Eden getötet worden. Gordy spürte Haß auf diese beiden wie eine gewaltige Welle in sich hochsteigen. Sie überschwemmte ihn und ließ sein Gesicht rot anlaufen.

MÖRDER!

Sie waren Mörder. Eiskalte Killer. Sie hätten den Hund nicht zu töten brauchen. Dieser andere Mensch war es nicht wert gewesen, daß er noch weiterlebte. Er hatte auch getötet, ebenfalls einen Freund und Beschützer, aber er war nicht allein gewesen. Es hatte da noch zwei andere gegeben, an die sich Gordy zwar nicht genau erinnerte, doch ihre Stimmen klangen ihm weiterhin in den Ohren nach. Und er sah jetzt die huschenden Lichtfinger durch den dunklen Garten des Hotels gleiten.

Das war vorbei, aber nicht vergessen. Er würde sie finden, er würde auch die beiden Mörder seines Hundes finden. Es war nicht einfach, er mußte nachdenken, und dann würde ihm auch etwas einfallen.

Gordy blieb vor einer zum Gang hin offenen Eisdiele stehen. Da wurde original italienisches Eis angepriesen. Die kleine Eisdiele war nicht unbedingt voll, er konnte durchaus einen günstigen Platz finden, an dem er ungestört saß.

Die Bedienung brachte ihm einen Becher, der mit drei bunten Eiskugeln gefüllt war.

Gordy löffelte und überlegte. Er dachte daran, daß er erst zwölf Jahre alt war, doch in seinem Innern steckte das Wissen eines Erwachsenen. Es hing mit seiner Herkunft zusammen, über die er nicht großartig nachdenken wollte. Sie mußte er als gegeben hinnehmen. Wichtig für ihn war es jetzt, die Vorteile, die ihm dieses Erwachsensein bot, auszunutzen.

Nachdenken…

Zu einer Lösung kommen…

Er löffelte sein Eis. Noch einmal ließ er die Ereignisse der letzten Stunden Revue passieren, und dabei blieb er stets an einem Menschen hängen. An diesem Mann, den er gesehen hatte, als er aus seinem kurzen Schlaf erwacht war.

Prinz Charles war er natürlich nicht gewesen. Er war Polizist und hatte einen anderen Namen.

Miller!

Der Löffel rutschte Gordy aus der Hand und landete klimpernd auf dem Glasteller, der als Untersatz diente. Natürlich, dieser Mann hieß Miller. Wie einfach doch plötzlich alles war. Und er hatte auf ihn den Eindruck eines Polizisten gemacht, der bei der Polizei schon einiges zu sagen hatte.

Miller, Captain Miller. Der mußte doch zu finden sein. Die anderen Beamten hatten ihn mit Captain angeredet. Er würde ihn anrufen und versuchen, mit ihm zu sprechen. Vielleicht kriegte er über den Captain die Namen der beiden anderen Männer heraus.

Gordy hatte die beiden nur sehr kurz zu Gesicht bekommen, dank der durch das dritte Auge bedingten Sensibilität jedoch gespürt, daß diese beiden Männer zwar normal aussahen, sie trotzdem aber etwas Besonderes waren. Er durfte sie auf keinen Fall unterschätzen. Zudem hatten sie durch ihre schnelle Reaktion bewiesen, wie gut sie waren.

»Ja, ich rufe an«, sagte er, als er sich erhob. Den Becher hatte er noch nicht geleert. Er schlich aus der Eisdiele, schaute sich vor dem Lokal, wo noch Tische und Stühle standen, um, und war zufrieden, daß er zwischen den vielen Menschen keine Polizisten sah, die nach ihm Ausschau hielten. Ihm sollte nicht das gleiche passieren wie schon einmal.

Die breite Nische mit den Telefonen hatte Gordy schon vor seinem Eintritt wahrgenommen. Sie waren nur ein paar Schritte entfernt. Man konnte mit Karten und auch mit Münzen telefonieren, und eins war nicht besetzt.

Gordy wußte nicht genau, wo er anrufen sollte. Daß es mehrere Polizeiorganisationen gab, war ihm bekannt. Im Telefonbuch fand er auch verschiedene Anschlüsse wie City Police, Scotland Yard und Metropolitan Police.

Scotland Yard schloß er zunächst einmal rein gefühlsmäßig aus. Er rief die Sammelnummer der Metropolitan Police an, hörte einer Männerstimme zu, die sich meldete, und erkundigte sich dann, wobei er versuchte, seine Stimme zu verändern, nach einem Captain Miller.

»Ja, den gibt es hier.«

Fast wäre Gordy vor Freude in die Luft gesprungen. Er riß sich aber zusammen, gab seiner Stimme wieder einen gelassenen Klang und fragte: »Können Sie mich verbinden?«

»Mit seinem Büro schon.«

»Bitte.«

Gordy hörte ein Knacken, er mußte warten, schaute sich dabei in der Nische um, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu entdecken. Dann drang die Stimme einer Frau an seine Ohren. »Metropolitan Police, Büro Captain Miller.«

»Bitte, ich möchte mit dem Captain reden.«

»Um was geht es?«

»Das kann ich ihm nur persönlich sagen.«

Die Frau lachte. »Wie ich höre, haben Sie oder hast du noch eine junge Stimme. So einfach ist das alles nicht. Außerdem ist der Captain nicht da.«

»Es ist aber wichtig.«

»Das glaube ich dir schon. Wäre es nicht besser, wenn du mir deinen Namen verrätst?«

»Das geht schlecht.«

»Dann kann ich nichts für dich tun - sorry.«

Gordy wollte nicht, daß die Frau auflegte. Ihm war etwas eingefallen.

»Ist der Captain denn noch in der Baracke?«

»Das weißt du?«

»Ja.«

»Hast du damit zu tun?«

»Kann sein. Er wollte mit mir sprechen. Ich bin aber nicht mehr in der Nähe. Kann ich in sein Büro kommen? Kehrt er dorthin wieder zurück?«

»Das schon.«

»In sein Büro?«

»Ja.«

»Und die beiden anderen Männer?« Gordy schwitzte plötzlich, denn jetzt kam alles auf die Antwort der Frau an.

»Welche meinst du?«

»Die auch an dem Fall arbeiten?«

»Die werden nicht mitkommen. Zumindest hat Captain Miller nichts davon erwähnt.«

»Darauf kann ich mich verlassen?«

Die Frauenstimme lachte. »Meine Güte, ich kann nichts beschwören, aber er hat davon nichts erwähnt und…«

Gordy hatte es ausgereicht. Er hatte schon längst eingehängt und war unter der Schallschutzhaube hinweggeglitten. Die beiden Männer also, die Mörder seines Hundes würden nicht mit in das Büro des Captain fahren. Wahrscheinlich würde er sie in der Baracke treffen. Es stand zwar nicht genau fest, doch Gordy wollte es auf jeden Fall versuchen. Er würde diesmal auch kein Taxi nehmen, das hinterließ weniger Spuren.

Der Junge lächelte.

Die Welt und die Zukunft sahen für ihn von nun an wieder ganz anders aus…

***

Der tote Killer und auch der Kadaver des Hundes waren weggeschafft worden. Die Szene hatte sich wieder beruhigt, bis auf zwei dicke Ausnahmen. Das waren Suko und ich.

Als wir mit der »Patronin« sprachen und ihr unseren Plan erklärten, da hatte sie ausgesehen, als wäre sie uns im nächsten Augenblick am liebsten an die Hälse gesprungen.

»Ähm - bitte, was wollt ihr?«

»Bei Ihnen bleiben.«

»Und warum?«

»Wir haben unsere Gründe«, erklärte Suko. Er streckte seinen Kopf in ihr kleines Reich. »Da ist ja mehr Platz, als wir angenommen haben. Sieht aus wie eine kleine Wohnung.«

»Ist es auch. Sie gehört mir.« Die Frau atmete heftig. Die runden Wangen hatten rote Flecke bekommen, und sie rollte die Augen. »Wie lange wollt ihr denn bleiben?«

»Das kommt darauf an.«

»Blöde Antwort.«

»Sie braucht das nicht zu stören. Wir halten uns im Hintergrund. Uns wird niemand sehen. Es geht uns nur darum, daß wir auf Telefongespräche achten, die hier einlaufen.«

Sie winkte heftig ab. »So etwas dürfen Sie nicht. Es geht gegen den Datenschutz.«

»Ist uns bekannt. Es geht uns auch nur um einen bestimmten Gast, der nicht mehr lebt. Sollte für ihn ein Telefongespräch eintreffen, werden Sie genau das tun, was wir gleich mit Ihnen besprechen. Mehr brauchen Sie nicht zu tun.«

Die Frau zögerte. Überzeugt hatten wir sie noch nicht. Sie sah so aus, als wollte sie jeden Augenblick die Flucht ergreifen, und sie wollte auch wissen, ob es zu gewalttätigen Aktionen kommen könnte.

»Ausschließen möchten wir das nicht.«

Sie hob die Schultern. »Nun ja, ich weiß ja, auf welchen Job ich mich hier eingelassen habe. Kommen Sie rein. Ich heiße übrigens Kate Ross.«

Auch wir nannten unsere Namen.

Neben uns blieb sie stehen. »Das ist hier meine Bude. Hinter der Tür liegt noch ein Schlafzimmer. Ich habe auch ein kleines Bad. Ansonsten spielt sich alles hier in diesem kleinen Büro ab.«

Büro war übertrieben. Es war eine Mischung aus Büro und Wohnraum, denn zwei Sessel standen dort ebenso wie ein schmaler, dunkler Schrank, und eine zweiflammige Kochstelle war ebenfalls vorhanden. Der viereckige Tisch, auf dem das Telefon stand, diente als Arbeitsplatz dieser wuchtigen Aufpasserin, einer Frau, die sich so leicht von keinem der hier wohnenden Typen die Butter vom Brot nehmen lassen würde.

Der Korbsessel ächzte, als sich Kate Ross auf ihm niederließ. Sie stemmte die Ellenbogen auf und sagte, während sie das Schlüsselbrett an der Seite kontrollierte: »Sie werden enttäuscht sein, denn viel los

ist hier nicht.«
»Enttäuscht?«
»Ja. Hier rennen die Killer nicht hin und her. Wer hier wohnen muß, gehört zu den armen Schweinen, die…«
»Da kommt jemand«, sagte ich und deutete auf das Fenster im Gang hin. Eine Männergestalt zeichnete sich dort ab. Der Knabe hatte anständig geladen, er kam an wie ein betrunkener Matrose und tat so, als wollte er durch das Fenster in die Bude kriechen.
»Hi, schöne Frau…«
»Hau ab, du bis besoffen und stinkst auch. - Verschwinde endlich!«
Der Kerl grinste. »Gib mir den Schlüssel«, murmelte er mit schwerer Stimme.
Kate hatte alles im Griff. Zielsicher fischte sie das Gewünschte vom Brett und drückte es dem Mann in die Hand, der sich umdrehte und singend verschwand.
»Wer war das denn?« fragte Suko.
»Ein harmloser Bewohner. Er hat hin und wieder einen Job im Hafen. So ist es auch heute gewesen. Einen Teil des Tageslohns versäuft er. Dann ist er glücklich.«
»Wie lang wohnt er denn schon hier?«
»Bestimmt zwei Monate. Ist einer unserer längsten Gäste.« Sie hob die Schultern. »Manchen gefällt es hier.«
»Und Ihnen?« fragte Suko.
»Ich habe mich daran gewöhnt.«
»Auch gut.«
Kate hob die Schultern, zog die Schublade am Tisch auf und holte ein Kartenspiel hervor. Sie behielt es in der Hand und schaute uns dabei an. »Soll ich Ihnen die Karten legen, meine Herren?«
»Wenn Sie wollen.«
Kate fixierte mich. »Aber beschweren Sie sich nicht, wenn es nicht so läuft, wie Sie es sich vorgestellt haben. Ich übernehme keine Garantie, Sinclair.«
»Machen Sie mal.«
»Okay.« Sie zauberte ein breites Grinsen auf ihr Gesicht, und wenig später wunderten wir uns darüber, wie geschickt die Frau trotz ihrer doch ziemlich dicken Finger mit den Karten umgehen konnte. Sie mischte wie ein Profi, schaute dabei auf den Tisch und hatte das satte Lächeln beibehalten.
Uns war es recht, wenn so die Zeit verging. Wir rechneten damit, daß wir noch lange hier warten mußten. Es würde bestimmt Abend werden, und sicherlich würde uns Kate Kaffee kochen, denn die Maschine stand in der Nähe.
Über dem Tisch hing eine Fächerlampe, deren Stoffbespannung ziemlich viel Staub angesetzt hatte.

Die an den Seiten nach unten hängenden Troddel sahen aus wie lange Tränen.

Mit klatschenden Geräuschen breitete Kate Ross die Karten auf dem Tisch aus. »So«, sagte sie und ballte die Hände, »jetzt werden wir mal genau nachschauen.«

»Was haben Sie denn für ein Gefühl?« fragte ich. »Positiv? Oder ist es negativ für uns?«

»Bei Bullen immer negativ.«

»Danke, das habe ich verstanden.«

Kate lachte. Sie hatte es nicht so gemeint. Dann fing sie an, die Karten der Reihe nach aufzudecken, warf uns hin und wieder unterschiedliche Blicke zu, mal bedenklich, mal weniger ernst, auch leicht erschreckt, dann wieder beruhigt. Sie zeigte uns ein Wechselbad ihrer Gefühle, aber wir nahmen es gelassen hin.

»So, noch eine Karte«, sagte sie. »Darauf kommt es an. Vielleicht bedeutet es, daß Sie…«

Und genau in diesem Augenblick meldete sich das Telefon. Kate schrak zusammen, schaute uns an und sah, wie Suko den Arm ausstreckte und auf den Apparat deutete. »Heben Sie mal ab, und denken Sie bitte daran, was wir miteinander besprochen haben.«

»Mach ich doch glatt.« Ihre Stimme klang nicht mehr sicher, als sie sich mit einem knappen »Ja« meldete.

Leider konnten wir nicht mithören, aber die Stimme des Anrufers identifizierten wir als männlich.

Sie klang hart und schnell.

»Moment mal«, sagte Kate, auf deren Stirn plötzlich kleine Schweißperlen schimmerten. »Sie wollen also wissen, wie es McClusky geht?«

»Ja.« Das hörten wir sogar.

»Ich kann Ihnen jemand geben.«

»Wieso?«

»Einen Arzt.« Sie hörte zu und bestätigte dann, daß ein gewisser Doktor Wilson anwesend war, und sie fügte auch gleich den Grund hinzu. »Ich habe ihn auf Bitten des Verletzten hin holen lassen, weil er plötzlich starkes Fieber bekam.«

Die Frau war wirklich klasse. Sie spielte hervorragend mit. Sie sah mein beruhigendes Nicken und setzte noch einen Punkt drauf. »Wollen Sie ihn nun sprechen, oder nicht?« Dabei hielt sie den Hörer vom Ohr weg, so konnten wir die Antwort verstehen.

»Ja, verdammt!«

»Bitte.« Kate Ross reichte mir den Hörer, und sie atmete dabei sichtlich auf. Jetzt kam es nur darauf an, daß der Anrufer die Stimme des Doktors nicht so genau kannte.

»Wilson hier!« meldete ich mich.

»Gut, Doc. Was ist los?«

Ich atmete auf. Der Typ hatte mir den Arzt abgenommen. »Fieber«, sagte ich nur.

»Schlimm?«

»Sieht so aus. Wundfieber. Man kann ihn nicht hier im Zimmer lassen. Er muß in ein Krankenhaus.«

»Scheiße!«

»Ich weiß, das ist… nun ja, ich habe nur gesagt, was ich herausgefunden habe.«

»Bleiben Sie denn noch?«

»Nein. Ich muß leider wieder verschwinden. Ich habe ihm ein Medikament gegeben, aber wie es am nächsten Morgen aussieht, kann ich nicht sagen. Die Wunde hat sich entzündet.«

»Dann bist du ein Stümper!«

»Bestimmt nicht. So etwas kann immer passieren.«

»Aber du verschwindest jetzt, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Gut, dann reden wir morgen noch mal. Ich kann dich dann in deiner Wohnung erreichen?«

»Davon gehe ich aus.«

Der Anruf er legte auf, und ich lehnte mich zurück. Suko nickte, er war ebenso zufrieden wie ich, nur Kate schaute etwas nervös in die Runde. »Was muß ich denn aus diesem Gespräch jetzt folgern? Seien Sie ehrlich, und nehmen Sie kein Blatt vor den Mund.«

»Man wird uns besuchen«, sagte ich.

Kate Ross nickte. »Das habe ich mir gedacht. Wer ist denn dieser Besucher? Ich meine, er hat seinen Namen ja nicht genannt.«

»Es werden zwei sein«, erklärte Suko. »Ihre Namen kennen wir auch nicht. Aber ihre Berufe.«

Kate versuchte ein Grinsen. Es wollte ihr aber nicht so recht gelingen. »Freunde oder Kollegen von euch sind es wohl nicht.«

»Nein. Es sind Berufskiller!«

Kate Ross erbleichte…

***ENDE des ersten Teils***